

ROBERT A. HEINLEIN
Bürgerin des Mars



Goldmanns WELTRAUM Taschenbücher

1964 • Made in Germany • Ungekürzte Ausgabe

© Copyright 1963 by Robert A. Heinlein.

© Copyright 1964 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Goldmann Verlag AG, München.

Titel des amerikanischen Originals:

Podkayne of Mars.

Ins Deutsche übertragen von Tony Westermayr.

Herausgegeben von Dr. Herbert W. Franke.

Alle Rechte, auch die der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

Jeder Nachdruck bedarf der Genehmigung des Verlages.

Umschlagentwurf: Eyke Volkmer.

Gesetzt aus der Linotype-Garamond-Antiqua.

Druck: Presse-Druck- und Verlags-GmbH, Augsburg.

028/Z 52-S

Mein ganzes Leben lang wollte ich zur Erde. Nicht für immer, versteht sich – nur, um sie einmal zu sehen. Wie jedermann weiß, ist Terra ein großartiges Besuchsziel, aber nicht der richtige Platz für einen dauernden Aufenthalt. Als Wohnsitz für Menschen eignet sie sich doch nicht so ganz.

Ich persönlich bin nicht davon überzeugt, daß die Menschheit auf der Erde ihren Ursprung hat. Ich meine – wieviel darf man auf ein paar Kilo alte Knochen und auf die Meinungen von Anthropologen geben, die sich sowieso dauernd widerlegen, wenn das, was hier zu glauben verlangt wird, so offensichtlich dem gesunden Menschenverstand Hohn spricht?

Man braucht doch nur nachzudenken: Die Schwerkraft an der Erdoberfläche ist für den menschlichen Körperbau ganz ohne Zweifel viel zu hoch; man weiß, daß daraus Plattfüße, Brüche und Herzleiden entstehen. Jener Teil der Sonnenstrahlung, der die Atmosphäre durchdringt, wirft einen ungeschützten Menschen in erstaunlich kurzer Zeit zu Boden – und kennen Sie irgendeinen anderen Organismus, der vor einer als natürlich bezeichneten Umwelt mit künstlichen Mitteln geschützt werden muß, damit er überhaupt am Leben erhalten werden kann? Was die Ökologie der Erde angeht -

Na ja, schon gut. Wir Menschen können ganz einfach nicht auf der Erde entstanden sein. Übrigens auch auf dem Mars nicht, was ich ehrlich zugebe – obgleich der Mars in diesem Planetensystem dem Idealzustand heutzutage noch am nächsten kommt. Möglicherweise war der Fehlende Planet unsere erste Heimat – wenn ich auch den Mars als ›Zuhause‹ betrachte und immer zu ihm zurückkehren will, so weit ich in späteren Jahren auch reisen werde... Und ich habe vor, sehr, sehr weit hinauszufiegen.

Aber mit der Erde möchte ich den Anfang machen, nicht nur, um mit eigenen Augen zu beobachten, wie acht Milliarden Menschen es dort gleichzeitig aushaken – nicht einmal ganz die Hälfte der Landgebiete ist überhaupt bewohnbar –, sondern vor

allem, um Ozeane zu sehen... aus sicherer Entfernung. Ozeane sind nicht nur etwas ganz Ausgefallenes, schon der Gedanke an sie entsetzt mich. Diese unvorstellbaren Wassermengen! Und so tief, daß es über den Kopf reichen würde, wenn man hineinfiele. Unglaublich!

Aber jetzt fliegen wir hin!

Vielleicht sollte ich uns zuerst einmal vorstellen. Die Familie Fries, meine ich. Ich bin Podkayne Fries – »Poddy« für meine Freunde, und wir wollen doch gleich von Anfang an Freunde sein. Heranwachsende Frau: ich bin acht Jahre alt plus ein paar Monate, in einem Entwicklungsstadium, das mein Onkel Tom als »nicht ganz ehemannshoch« beschreibt – eine passende Bezeichnung, weil ein weiblicher Bürger des Mars ohne Genehmigung des Vormunds ab dem neunten Geburtstag eine Vollehe eingehen kann. Ich bin 1.57m groß, ohne Schuhe, und wiege 49 Kilogramm. »Five feet two, eyes of blue«, nennt mich mein Papa, aber er ist Historiker, also romantisch veranlagt. Ich bin keine Romantikerin und würde am neunten Geburtstag nicht einmal eine begrenzte Ehe in Erwägung ziehen. Ich habe andere Pläne.

Es ist nicht so, daß ich etwas gegen eine Ehe zur richtigen Zeit hätte; ebensowenig befürchte ich, mir den Mann meiner Wahl nicht ködern zu können. In diesen Memoiren werde ich eher offen als bescheiden sein, weil sie nicht zur Veröffentlichung kommen, bis ich alt und berühmt bin, und vorher kann ich sie sicher überarbeiten. Inzwischen bin ich so vorsichtig, in martianischer Altschrift zu schreiben – eine Kombination, die Papa sicherlich entziffern könnte, obwohl er das ohne meine Erlaubnis nie tun würde. Papa ist sehr lieb und spioniert mir nie nach. Mein Bruder Clark würde sich ja bestimmt nicht zurückhalten können, aber er betrachtet Englisch als tote Sprache und würde sich sowieso nie mit Altschrift herumplagen.

Vielleicht haben Sie schon ein Buch mit dem Titel: »Elf Jahre alt: die präpubertäre Anpassungskrise bei männlichen Jugendlichen« gesehen. Ich habe es gelesen, in der Hoffnung, mit

meinem Bruder besser zurechtzukommen. Clark ist zwar erst sechs Jahre alt, aber die ›Elf Jahre‹ im Titel sind Terra-Jahre, weil das Buch auf der Erde geschrieben worden ist. Wenn man den Umrechnungsfaktor von 1.8808 einsetzt, sieht man selbst, daß mein Bruder genau elf von den kurzen Erdenjahren alt ist.

Das Buch hat mir nicht sehr viel geholfen. Es spricht von der ›Erleichterung des Übertritts in die Sozialgruppe‹ – aber bis jetzt ist nichts davon zu bemerken, daß Clark die Absicht hätte, sich jemals der Menschheit zuzugesellen. Da spricht schon einiges mehr dafür, daß ihm eine Methode einfällt, das Universum in die Luft zu sprengen, nur um den Knall zu hören. Da ich die meiste Zeit für ihn verantwortlich bin und er über einen Intelligenzquotienten von 160 verfügt, während ich nur 145 vorweisen kann, werden Sie wohl begreifen, daß ich alle Vorteile brauchen kann, die mir höheres Alter und größere Reife bieten. Zur Zeit halte ich mich bei ihm an folgende Regel: Immer wachsam sein und nie Geiseln anbieten.

Zurück zu mir – ich bin, meiner Ahnenreihe nach, ein Mischprodukt, aber der schwedische Anteil bestimmt mein Aussehen, das durch polynesishe und asiatische Beigaben eine nicht unangenehme exotische Färbung erhalten hat. Für meine Größe habe ich lange Beine, eine Taille von 48 cm und eine Brustweite von 90 – die nicht nur auf den Umfang des Brustkorbes zurückzuführen ist, das kann ich Ihnen versichern, wenn wir alten Kolonistenfamilien auch zu übermäßigem Lungenwachstum neigen. Abgesehen davon habe ich helles, blondes, gewelltes Haar, und ich bin hübsch. Nicht schön – Praxiteles hatte mir sicher keinen zweiten Blick gegönnt – aber wahre Schönheit treibt einen Mann nur in die Flucht oder läßt ihn allzu unbotmäßig werden, während Hübschsein unter der richtigen Regie zu einem Vorteil wird.

Bis vor ungefähr zwei Jahren habe ich es immer bedauert, kein männliches Lebewesen zu sein – angesichts meiner Ambitionen –, aber ich sah schließlich ein, wie albern ich mich aufführte; genausogut könnte man sich Flügel wünschen. Wie Mutter zu sagen pflegte: »Man arbeitet mit dem zur Verfügung stehenden

Material...« Und ich fand heraus, daß das Material durchaus genügte. Tatsächlich kam ich sogar dahinter, daß ich gerne eine Frau bin; mein Hormongleichgewicht ist in Ordnung, ich habe mich ausgezeichnet an die Welt angepaßt und umgekehrt. Ich bin klug genug, um nicht unnötigerweise zu zeigen, daß ich es bin; ich habe eine lange Oberlippe und eine kurze Nase, und wenn ich die Nase rümpfe und ein verwirrtes Gesicht aufsetze, zeigen sich die Männer nur allzugerne bereit, mir zu helfen, vor allem, wenn sie doppelt so alt sind wie ich. Es gibt mehr Möglichkeiten, eine Ballistikkurve zu berechnen als sie an den Fingern abzuzählen.

Das bin ich also: Poddy Fries, freie Bürgerin des Mars. Zukünftige Pilotin und eines Tages Leiterin von Weltraumexpeditionen. Achten Sie auf die Wochenschauen.

Mutter sieht zweimal so gut aus wie ich und ist viel größer, als ich es je werden kann; sie wirkt wie eine Walküre, die gerade dabei ist, in den Himmel emporzureiten. Sie hat eine systemweite Lizenz als Chefkonstrukteur für Großbauten an der Oberfläche von Himmelskörpern und im freien Raum und darf für die Leitung des Wiederaufbaus von Deimos und Phobos sowohl die Hoover-Medaille als auch das Großkreuz des Christianaordens tragen. Aber sie ist mehr als eine der üblichen Technikerinnen; sie hat eine gesellschaftliche Begabung, die sie je nach Wunsch von sprühendem Charme bis zu frostiger Einschüchterung anwenden kann. Sie besitzt zahllose akademische Grade und veröffentlicht populäre Schriften, wie »Entwurfprobleme bei Strahlungswirkungen auf komplexe Druckstrukturen«.

Nur weil Mutter aus beruflichen Gründen oft nicht zu Hause ist, muß ich von Zeit zu Zeit widerwillig den Hüter meines jüngeren Bruders spielen. Immerhin, das ist eine gute Schule; denn wie will ich später ein eigenes Raumschiff befehligen, wenn ich nicht einmal mit einem sechsjährigen Wilden fertig werde? Mutter meint, ein Chef, der sich gezwungen sehe, einem Mann den Scheitel mit dem Schraubenschlüssel zu ziehen, sei irgendwo gescheitert, also bemühe ich mich, unseren Junior-Nihilisten ohne Gewalt zu bändigen. Außerdem ist Gewaltanwendung bei

Clark immer riskant; er wiegt genausoviel wie ich und kämpft ohne Rücksichten.

Eigentlich verdanken wir unser Dasein dem Auftrag, den Mutter auf Deimos auszuführen hatte. Mutter war entschlossen, die Konstruktionstermine einzuhalten, und Papa, auf Urlaub von Ares U. mit einem Guggenheim-Stipendium, zeigte sich noch entschlossener, jedes Stückchen der uralten martianischen Artefakte zu retten, gleichgültig, wie sehr der Aufbau dadurch gehemmt wurde. Die beiden gerieten in einen derart bitteren Streit, daß sie heirateten und Mutter eine Weile mit familiären Sorgen beschäftigt war.

Daddy und Mutter, das sind Jack Spratt und seine Frau; er interessiert sich für alles bereits Geschehene, sie nur für das, was noch passieren wird, vor allem, wenn sie dazu beitragen kann. Daddys Titel lautet ›Van Loon Professor für terrestrale Geschichte‹, aber seine wirkliche Liebe gilt der Geschichte des Mars, vor allem, wenn sie sich vor fünfzig Millionen Jahren zugetragen hat. Glauben Sie deshalb aber nicht, daß Papa ein weltfremder Gelehrter sei, der nichts als studiert und sinniert. Als er noch jünger war, als ich es jetzt bin, verlor er in der Revolution beim Angriff auf die Amtsgebäude der Gesellschaft einen Arm – und mit der anderen Hand schießt er immer noch sehr schnell und genau.

Der Rest unserer Familie ist Uronkel Tom, der Bruder von Papas Vater. Onkel Tom ist ein Schmarotzer. Sagt er. Sicher, man sieht ihn nicht viel arbeiten, aber er war ja schon vor meiner Geburt ein alter Mann. Er ist Veteran der Revolution, wie Papa auch, und Ehren-Großkommandeur der Mars-Legion sowie Ehrensensator der Republik, aber er scheint sich nicht sehr viel um Politik zu kümmern. Statt dessen sitzt er im Elchclub herum und spielt mit anderen alten Männern Karten. Onkel Tom steht mir von meinen Verwandten eigentlich am nächsten, weil er nicht so beschäftigt, nicht so angespannt ist wie meine Eltern, weil er immer Zeit hat, sich mit mir zu unterhalten. Außerdem verstellt er meine Probleme.

Das wäre also unsere Familie, und wir fliegen gemeinsam zur Erde. Halt mal! Ich habe drei vergessen – die Kleinen. Aber sie zählen jetzt kaum mehr, und man vergißt sie so leicht. Als Papa und Mutter heirateten, stufte sie das BÖG-Amt – Bevölkerung, Ökologie und Genetik – für fünf Nachkommen ein und hätte ihnen sogar sieben erlaubt, wenn sie es verlangt hätten, woraus Sie ersehen können, daß meine Eltern selbst unter Planetarkolonisten, die, wie wir auch, ausschließlich aus ausgewählten und mit besonderen Qualitäten ausgestatteten Linien stammen, hervorstechende Bürger sind.

Aber Mutter erklärte dem Amt, fünf seien genug, mehr Zeit könne sie nicht aufbringen, und wir kamen ziemlich schnell hintereinander auf die Welt, während sie an einem Schreibtisch im Amt für Planetartechnik ungeduldig wartete. Dann brachte sie ihre Babys in den Kaltschlaf, alle, bis auf mich, weil ich die erste war. Clark verbrachte zwei Jahre in der konstanten Entropie, sonst wäre er beinahe so alt wie ich – sein Geburtstag ist das Datum, an dem er herauskam. Ich erinnere mich noch, wie eifersüchtig ich war, Mutter war eben von der Juno zurückgekommen, und ich empfand es als ungerecht, daß sie sofort damit anfang, ein Kind aufzuziehen.

Onkel Tom redete mir das aus, in längeren Sitzungen auf seinem Schoß, und ich bin nicht mehr eifersüchtig auf Clark – nur auf der Hut.

Gamma, Delta und Epsilon warten also im Subkeller des Säuglingsheims in Marsopolis. Sobald wir von der Erde zurück sind, kommt das nächste zu uns. Mutter überlegt sich, ob sie Gamma und Epsilon gemeinsam als Zwillinge aufziehen soll – beides sind Mädchen, um dann Delta, der ein Junge ist – herauszuholen, sobald die Mädchen größer sind. Papa meint aber, das sei nicht fair, weil Delta wegen des natürlichen Erstgeburtsrechts den Vorrang haben müsse. Mutter kontert mit der Feststellung, das sei nichts anderes als Verehrung der Zeitfolge, und Papa solle doch endlich seine Liebe für die Vergangenheit in der Universität zurücklassen, bevor er am Abend nach Hause kommt.

Papa behauptet, Mutter habe keine sentimentalen Gefühle – und Mutter entgegnet, darauf sei sie auch stolz, und Papa meint, bleiben wir doch vernünftig... ältere Zwillingsschwestern würden den Jungen entweder seelisch fertigmachen oder ihn hoffnungslos verzärteln.

Mutter erklärt, das sei unwissenschaftlich und unbegründet. Papa beschuldigt sie, daß sie nur zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen wolle – was Mutter fröhlich bestätigt, um dann zu fragen, warum sich erfolgreiche Prinzipien der Produktionstechnik denn nicht auf solche Probleme übertragen lassen sollten.

Darauf gibt Papa keine Antwort. Er erwähnt nur nachdenklich, er müsse zugeben, daß zwei kleine, gleich angezogene Mädchen schon sehr nett wären... zum Beispiel ›Margret‹ und ›Marguerite‹, dann könne man sie ›Peg‹ und ›Meg‹ rufen.

»Warum sie denn überhaupt 'rausholen?« flüsterte mir Clark zu. »Warum schleichen wir nicht einmal nachts hinunter, machen die Ventile auf und behaupten, das Ganze wäre ein Unfall gewesen?«

Ich zischte ihm zu, er möge doch gefälligst den Mund halten und das ja Papa nicht hören lassen. Papa hätte ihn ganz schön versohlt. Papa ist zwar Historiker, hält sich aber an die neuesten, fortschrittlichsten Theorien der Kinderpsychologie.

Ich habe schon sehr früh gelernt, Vorfälle zu erkennen und damit zu vermeiden, die Papa dazu bringen müßten, seine Theorien in die Praxis umzusetzen. Aber bei Clark ist es beinahe notwendig, einen Knüppel zu verwenden, nur um seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Damit dürfte also so ziemlich feststehen, daß wir kleine Zwillingsschwestern bekommen werden. Aber darüber zerbreche ich mir nicht den Kopf. Zum Glück, denn Clark stellt für die Jugend eines einzelnen Mädchens ein Reifetrauma von genügender Stärke dar. Bis die Zwillinge soweit sind, hoffe ich längst sehr weit fort zu sein.

ZWISCHENBEMERKUNG

Hallo, Pod!

Du glaubst also wirklich, daß ich dein Geschreibsel nicht entziffern kann?

Hast du eine Ahnung! Poddy – o Verzeihung, ›Captain‹ Podkayne Fries, meine ich, die berühmte Welt-raumforscherin und Menschenführerin – Captain Poddy, meine Gute, du wirst das hier wahrscheinlich nie zu lesen bekommen, weil du nicht nur nicht auf die Idee kommst, daß ich deinen ›Code‹ entschlüsseln kann, sondern auch nicht entdecken dürftest, daß ich in den breiten Randstreifen, den du dir gönnst, meine Kommentare anfüge.

Nur um der Genauigkeit willen, liebe Schwester, ich verstehe Altenglisch genausogut wie Ortho. Englisch ist schließlich nicht so schwer, und ich lernte es sofort, als ich dahinterkam, daß viele Bücher, die ich unbedingt lesen wollte, nie übersetzt worden waren. Aber es ist nie gut, wenn man alles erzählt, was man weiß, sonst kommt jemand daher und verbietet dir Dinge, die du tun willst. Zum Beispiel die ältere Schwester.

Wie kann man nur eine einfache Umsetzung als ›Code‹ bezeichnen! Poddy, wenn du wirklich in der Lage gewesen wärest, die martianische Altschrift zu schreiben, hätte ich viel mehr Mühe gehabt. Aber du kannst es nicht. Du meine Güte, nicht einmal Papa bringt es fertig, ohne ins Schwitzen zu kommen, und er versteht sicher mehr davon als alle anderen Leute im System.

Meinen Code kannst du allerdings nicht entschlüsseln – ich habe nämlich keinen.

Besieh dir diese Seite einmal unter ultravioletterm Licht – vor einer Höhensonne, zum Beispiel.

Nicht zu fassen! Himmeldonnerwetter! Wir fahren *nicht*!

Zuerst glaubte ich, meinem Bruder Clark wäre wieder einmal einer seiner böartigen Taschenspielertricks gelungen. Aber zum Glück – das einzige Angenehme an dem ganzen Schlamassel – begriff ich bald, daß er keinesfalls der Schuldige sein konnte, so sehr er sich auch angestrengt haben mochte. Falls es ihm nicht gelungen ist, insgeheim eine Zeitmaschine zu erfinden und zu bauen, was er sicher tun würde, wenn er es nur könnte... wobei ich nicht einmal alles darauf verwetten möchte, daß er es nicht kann. Jedenfalls seit der Zeit nicht mehr, als er den Lieferroboter so umbaute, daß er ihm mitternächtliche Imbisse brachte, mit der meine Codenummer belastet wurde, ohne das Siegel der Gesellschaft auf dem Steuerkasten anzutasten – jedenfalls war nichts Gegenteiliges zu beweisen.

Wir werden nie herausbringen, wie er das gemacht hat, weil Clark trotz der Tatsache, daß die Gesellschaft anbot, alles zu verzeihen, ja sogar, eine Bargeldprämie auf den Tisch des Hauses zu legen, wenn er nur verraten würde, wie er das zustande gebracht hatte, weil also Clark uns einfach verständnislos anstarrte und den Mund nicht aufat. Damit blieben nur Indizien, das heißt, jedem, der uns beide kannte – vor allein Mutter und Papa –, war klar, daß ich niemals gemischtes Eis mit Sauce Hollandaise oder – nein, ich kann nicht weitererzählen, mir wird schlecht. Clark dagegen ist berühmt dafür, daß er alles ißt, was sich nicht zuerst über ihn hermacht.

Selbst dieser eindeutige psychologische Beweis hätte den Beauftragten der Gesellschaft nie überzeugt, wäre nicht aus ihren eigenen Unterlagen hervorgegangen, daß zwei dieser widerlichen Gelage stattgefunden hatten, während ich tausend Kilometer entfernt bei Freunden in der Syrtis Major zu Besuch war. Na ja, ich möchte schließlich nur alle Mädchen vor einem verrückten Genie als kleinem Bruder warnen. Lieber ein dummer, phantasielooser Knabe, der still vor dem Fernsehapparat

sitzt, mit offenem Mund Cowboyfilme anstarrt und sich nie die Frage stellt, woher die hübschen Bilder kommen.

Aber ich bin von meiner tragischen Geschichte abgekommen.

Wir werden keine Zwillinge aufziehen.

Wir haben nämlich schon Drillinge.

Gamma, Delta und Epsilon, früher nicht viel mehr als Gesprächsthemen, sind jetzt Grace, Duncan und Elspeth, in allzufestem Fleisch – wenn Papa sich nicht vor der endgültigen Regulierung doch noch anders entscheidet; drei verschiedene Namen haben wir schon hinter uns. Aber was bedeutet ein Name? Sie sind hier, in unserem Haus, dem ein eigenes Kinderzimmer angefügt worden ist... drei hilflose, unfertige menschliche Wesen von unangenehm rosiger Farbe und kaum unterscheidbaren Zügen.

Trotzdem sind die kleinen Dinger reizend. Wären sie nicht die eigentliche Ursache für meine Tragödie, dann könnte ich sie ohne weiteres lieb gewinnen.

Aber wenn *ich* mich schon mit ihrem Dasein abzufinden beginne, läßt sich Mutters Zustand nur als äußerst atavistische Mütterlichkeit bezeichnen. Ihre technischen Zeitschriften stapeln sich ungelesen, sie hat einen sanften Madonnenblick bekommen und scheint im Gegensatz zur vorigen Woche gleichzeitig kleiner und breiter geworden zu sein.

Erste Folge: Sie läßt sich nicht einmal in eine Diskussion über einen Flug zur Erde ein, ob mit den Drillingen oder ohne.

Zweite Folge: Papa fliegt nicht ohne sie – er schnauzte Clark sogar an, als der nur davon zu sprechen wagte.

Dritte Folge: Weil sie nicht fliegen, dürfen wir auch nicht. Clark und ich, meine ich. Es besteht die vage Möglichkeit, daß man mir erlaubt hätte, allein zu reisen – weil auch Papa findet, ich sei eine »junge Erwachsene«, obwohl mein neunter Geburtstag noch ein paar Monate auf sich warten lassen wird – aber das ist akademisches Geschwätz, weil man mich nicht für alt genug

hält, die volle Verantwortung für meinen Bruder zu übernehmen, wenn meine Eltern Millionen Kilometer entfernt sind. Ich weiß auch nicht recht, ob ich mir das wünschen sollte, ohne zumindest mit einem Morgenstern ausgerüstet zu sein. Papa ist uns gegenüber außerdem so verzweiflungsvoll fair, daß er nicht einmal in Erwägung ziehen will, einen von uns beiden allein fliegen zu lassen, weil uns die Reise gemeinsam versprochen war.

Gerechtigkeit ist bei Eltern ja etwas sehr Schönes – aber im Augenblick hätte ich nichts gegen eine Bevorzugung einzuwenden.

Aber gerade das obige ist die Ursache meiner Überzeugung, da Clark keine Zeitmaschine in seinem Kleiderschrank versteckt hält. Dieses unfabbare Mißgeschick, dieses unglückliche Zusammentreffen von Katastrophen gereicht ebenso zu seinem Nachteil, wie zu dem meinigen.

Wie kam es überhaupt dazu? Schart euch um mich – wir ließen uns bestimmt nicht träumen, als wir vor über einem Monat die Frage eines Familienausflugs zur Erde besprachen, daß dieses Unglück bereits fix und fertig war und nur den ungünstigsten Augenblick abwartete, um sich zu präsentieren. Es war so: Das Säuglingsheim in Marsopolis beherbergt Tausende neugeborener Säuglinge, die knapp über dem absoluten Nullpunkt gehalten werden und in Sicherheit warten, bis die jeweiligen Eltern soweit sind. Es heißt, und ich glaube auch daran, daß ein direkter Treffer mit einer Atombombe die Kinder nicht schädigen könnte; tausend Jahre später würde sich eine Rettungsmannschaft hinabgraben und feststellen, daß automatische Anlagen die Tanktemperaturen nicht um den Bruchteil eines Hundertstel Grades haben schwanken lassen.

Demzufolge sind wir Marsmenschen geneigt – nicht Martianer, bitte! – Martianer sind eine nicht-menschliche, heutzutage beinahe ausgestorbene Rasse –, früh zu heiraten, in verhältnismäßig kurzer Zeit die zugestandene Quote an Säuglingen in die Welt zu setzen und sie später, sobald Geld und Zeit das

erlauben, aufzuziehen. Dadurch wird die Diskrepanz, seit der industriellen Revolution auf Terra so sehr ins Auge stechend, zwischen dem günstigsten biologischen Alter für die Zeugung von Kindern und dem besten Alter für ihre Erziehung umgangen.

Ein Ehepaar namens Breeze hat vor ungefähr zehn Jahren genau das getan – bei der Heirat war sie neun und er etwas über zehn Jahre alt. Sie ging zur Ares-Universität, und er war Pilotenkadett. Sie beantragten drei Kinder, wurden entsprechend eingestuft und setzten sie umgehend in die Welt, während sie beide ihre Ausbildung beendeten. Sehr vernünftig.

Die Jahre vergehen, für ihn als Pilot und als Kommandeur, für sie als Hilfsbuchhalterin in seinem Schiff, später als Zahlmeisterin – ein glückliches Leben. Die Raumschifflinien bevorzugen das; verheiratete Paare auf einem Schiff garantieren gleichmäßige, ungestörte Leistung.

Captain und Mrs. Breeze dienen ihre zehneinhalb – als zwanzig Erde – Jahre ab, beantragen Pensionierung mit halbem Gehalt, bekommen sie – und beauftragen sofort das Säuglingsheim, ihre Kinder herauszurücken.

Der Funkauftrag wird empfangen, zur Bestätigung zurückgeleitet und akzeptiert. Fünf Wochen später nimmt das glückliche Paar drei Säuglinge in Empfang, quittiert und beginnt die zweite Hälfte eines perfekten Lebens.

So dachten sie sich das -

Was sie abgeliefert hatten, waren zwei Jungen und ein Mädchen; was sie bekamen, waren zwei Mädchen und ein Junge. Unsere Kinder.

Sie müssen mir das glauben – es dauerte fast eine ganze Woche, bis der Irrtum entdeckt wurde. Bei einer Mutter, einer Schwiegermutter, einer Säuglingsschwester und einer hilfsbereiten Nachbarin und ständigem Hin- und Hergerenne spricht nicht allzuviel dafür, daß eine Person in der ersten Woche alle drei Babys gleichzeitig baden konnte. Mrs. Breeze kam jedenfalls

nicht dazu – bis sie dazu kam... und etwas entdeckte... und in Ohnmacht fiel...

Also hatten wir plötzlich drei schon etwas gealterte Säuglinge im Haus.

Der Jurist vom Säuglingsheim drückte sich sehr vage aus; er wollte offensichtlich nicht diskutiert haben, wie ihr ›narrensicheres‹ Identifizierungssystem zu solchen Pannen führen konnte. Ich weiß also auch nicht Bescheid – aber logisch gesehen, dürfte feststehen, daß es trotz der Seriennummern, Fußabdrücke, Registriermaschinen, et cetera, im System irgendwo einen Punkt gibt, wo ein Angestellter von einem Funkspruch laut ›Breeze‹ ablas, während ein anderer die Unterlagen herausuchte und ›Fries‹ in eine Maschine eintastete, die alles weitere erledigte.

Aber der Beauftragte ließ sich nicht darauf ein. Er hatte nur den einen Wunsch, Mutter und Papa zu einem außergerichtlichen Vergleich zu bewegen – sie sollten einen Scheck akzeptieren und eine Erklärung unterschreiben, mit der sie sich verpflichteten, die Panne nicht an die Öffentlichkeit zu tragen.

Sie einigten sich auf drei Jahresgehälter, während der kleine Anwalt schluckte und erleichtert dreinsah.

Aber niemand erklärte sich bereit, mich für das Chaos zu entschädigen, zu dem mein Leben, meine Hoffnungen und meine Ambitionen zertrampelt worden waren.

Clark machte einen Vorschlag, den man beinahe vernünftig nennen könnte, käme er nicht von ihm. Er empfahl, mit den Breezes einfach zu tauschen. Sie sollten behalten, was sie hatten, und wir nehmen, was ihnen eigentlich zustand, jeder wäre zufrieden – und wir könnten alle zur Erde fliegen.

Mein Bruder ist viel zu ichbezogen, um so etwas zu bemerken, aber damit hätte er sich beinahe sein eigenes Grab geschaufelt. Papa ist wirklich ein grundguter Mensch... aber er hatte mehr durchgemacht, als er ertragen konnte.

Wie ich auch. Ich hatte wirklich damit gerechnet, heute unterwegs zur Erde zu sein, auf meiner ersten Raumfahrt, die

mich weiter führen sollte als bis Phobos – zu dem wir einen Schulausflug gemacht hatten. Das zählt nicht.

Was, glauben Sie, habe ich statt dessen zu tun?

Können Sie sich ausrechnen, wie oft am Tag drei Säuglinge gewickelt werden müssen?

3

Halt! Kommando zurück! Ungültig!

Wir fliegen doch zur Erde!

Na ja, nicht alle. Papa und Mutter nicht und natürlich auch die Drillinge nicht. Aber – Moment, das muß ich der Reihe nach erzählen.

Gestern wurde es mir denn doch zu bunt. Ich hatte sie der Reihe nach drangenommen, nur um nach Bearbeitung des dritten Exemplars entdecken zu müssen, daß Nummer eins meine Dienste schon wieder benötigte. Ich hatte gerade um diese Zeit traurig daran gedacht, daß ich unter sanften Klängen jetzt eigentlich den Speisesaal der ›Wanderlust‹ betreten sollte. Vielleicht am Arm eines der Offiziere... vielleicht sogar am Arm des Captains selber, wäre es mir gelungen, ein ›zufälliges‹ Zusammentreffen zu arrangieren und meine bewährten Methoden anzuwenden.

Als ich in meinem melancholischem Tagtraum diesen Punkt erreicht hatte, fand ich heraus, daß die Arbeit von vorne getan werden mußte. Ich dachte an den Augiasstall, und plötzlich wurde es mir zuviel, meine Augen füllten sich mit Tränen.

Da kam Mutter herein, und ich fragte, ob ich nicht bitte, bitte ein paar Stunden Erholung haben könnte.

»Aber sicher, Liebling«, sagte sie, ohne mich auch nur anzusehen. Ich bin ganz sicher, daß sie meine Tränen nicht bemerkte; sie machte sich über das Baby her, mit dem ich gerade fertig

geworden war. Sie war am Telefon festgehalten worden und hatte irgendeiner Person grimmig erklärt, daß sie zwar, wie zutreffend berichtet, den Mars nicht zu verlassen gedenke, keinesfalls aber einen neuen Auftrag, wenn auch nur in beratender Funktion, übernehmen könne – zweifellos hatten die zehn Minuten Abwesenheit von den Kindern sie unruhig gemacht, weshalb es kein anderes Gegenmittel gab, als sich mit einem davon handgreiflich zu befassen.

Mutters Benehmen war wirklich unfafßbar. Von der logischen Strenge war nichts geblieben, ihre primitiven Instinkte hatten die absolute Herrschaft übernommen. Sie erinnert mich an eine Katze, die wir in meiner Kindheit hatten – Miss Polka und ihre Kleinen. Miss Polka liebte uns und vertraute uns allen – solange es nicht um die kleinen Kätzchen ging. Rührten wir eines davon an, war sie sofort mißtrauisch. Nahm man ein Kätzchen aus der Kiste und stellte es auf den Boden, um es zu bewundern, dann sprang Polka heraus, nahm das Katzenkind mit den Zähnen und brachte es sofort in die Kiste zurück, nicht ohne ein verärgertes Miauen, das nur allzu deutlich verriet, was sie von unverantwortlichen Leuten hielt, die mit Babys nicht umzugehen verstanden.

Mutter ist jetzt genauso. Sie akzeptiert meine Hilfe nur, weil sie allein die Arbeit nicht schafft. Aber sie glaubt nicht im Ernst, ich könnte ohne die schärfste Beaufsichtigung eines der Kinder auch nur hochheben.

Ich ging also und folgte meinen eigenen blinden Instinkten, die mir rieten, Onkel Tom um Rat zu fragen.

Ich fand ihn im Elchclub, was für diese Tageszeit nicht ungewöhnlich war, aber ich mußte im Aufenthaltsraum warten, bis Onkel Tom aus dem Spielsalon kam. Das dauerte ungefähr zehn Minuten. Er erschien mit einem Bündel Geldscheinen, die er eifrig zählte.

»Tut mir leid, daß ich dich habe warten lassen«, sagte er, »aber ich mußte einem Mitbürger Lehrstunden über die Unsicherheiten in den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit geben

und nur noch das Honorar einkassieren. Was gibt's denn, Kleines?«

Ich versuchte ihm alles zu erzählen, aber meine Stimme versagte. Er führte mich in den Park unterhalb des Rathauses, drückte mich auf eine Bank, kaufte Schokolade für uns beide, die ich alleine verdrückte, während ich die Sterne an der Decke betrachtete und ihm alles berichtete. Dann war mir wohler.

Er tätschelte meine Hand. »Kopf hoch. Vergiß nie, daß es in der dunkelsten Stunde immer noch viel schlimmer werden kann.« Er nahm sein Telefon aus der Tasche und wählte eine Nummer. Nach ein paar Sekunden sagte er: »Sparen Sie sich das Getue, Miss. Hier ist Senator Fries. Ich möchte den Direktor sprechen.« Und dann: »Hymie? Hier Tom Fries. Wie geht's Judith...? Fein, fein... Hymie, ich wollte dir nur schnell sagen, daß ich hinüberkomme und dich in einen deiner Heliumtanks stopfe. Sagen wir um zwei Uhr oder ein bißchen später. Du hast also gerade noch Zeit genug, die Stadt zu verlassen. Bis dann.« Er steckte den Apparat ein. »Gehen wir zum Essen.«

Onkel Tom brachte mich zum Pionierklub, wo ich vorher nur ein einziges Mal gewesen war, und der mir noch viel eindrucksvoller als damals vorkam – mit echten Kellnern... Männern von so hohem Alter, daß sie beinahe selbst Pioniere gewesen sein könnten. Alle tummelten sich um Onkel Tom, er nannte sie bei den Vornamen, und sie nannten ihn »Tom«, aber das klang wie »Eure Majestät«, und der Leiter des Hotels kam herüber und bereitete mein Dessert persönlich zu, umgeben von sechs Leuten, die ihm alles zureichten, wie einem berühmten Chirurgen beim Kampf gegen den Tod auf dem Operationstisch.

Nach geraumer Zeit wischte sich Onkel Tom mit der Serviette den Mund. Ich bedankte mich bei allen, als wir gingen, wobei ich mich ärgerte, nicht das tolle Kleid angezogen zu haben, das mich Mutter nicht vor dem neunten Geburtstag tragen lassen will.

Wir benützten den Fogarty Express-Tunnel, und Onkel Tom blieb den ganzen Weg über sitzen, also mußte ich bei ihm bleiben, obwohl ich davon nur unruhig werde. Ich ziehe es vor,

in der Richtung zu gehen, in die sich der Tunnel bewegt, um ein bißchen früher anzukommen. Aber Onkel Tom meint, er hat Gymnastik genug, wenn er den Leuten zusieht, die sich zu Tode arbeiten.

Ich begriff eigentlich gar nicht, daß wir zum Säuglingsheim in Marsopolis fahren, bis wir dort waren, so sehr hatten mich meine Gefühle überwältigt. Aber als wir ankamen und vor einem Schild mit der Aufschrift »Büro des Direktors – bitte Nebentür benutzen« standen, sagte Onkel Tom: »Bleib in der Nähe. Ich brauche dich später noch«, und ging hinein.

Das Wartezimmer war überfüllt, und die meisten guten Magazine hatten andere Leute an sich gerissen, also wanderte ich ein bißchen umher und fand schließlich einen Korridor, der zum Säuglingstrakt führte.

Das Schild an der Tür verkündete: »Besuchsstunden nur von 16-18.30 Uhr«. Außerdem war abgesperrt, also ging ich weiter und fand eine andere Tür, die mehr zu bieten schien. Sie war beschriftet: »Eintritt streng verboten« – aber das galt sicher nicht für mich, außerdem war sie nicht abgesperrt, also trat ich ein.

So viele Babys haben Sie in Ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen!

Reihe auf Reihe auf Reihe, jedes in seinem eigenen durchsichtigen Kasten. Ich konnte eigentlich nur die erste Reihe genau sehen, wo alle im gleichen Alter zu sein schienen – und fortgeschrittener als die drei bei uns zu Hause. Kleine braune Dinger, entzückend wie junge Hunde. Die meisten schliefen, manche waren wach und strampelten und krächten und griffen nach Spielzeug, das immer in Reichweite war. Ohne die Glaswand dazwischen hätte ich mir zwei Armvoll genommen.

Auch viele Mädchen befanden sich im Saal – nun ja, eigentlich waren es junge Frauen. Jede schien mit einem Baby beschäftigt zu sein, und keine bemerkte mich. Aber bald darauf begann einer der Säuglinge in meiner Nähe zu schreien, worauf eine Lampe über dem Glaskasten aufleuchtete, eine der Schwestern

heraneilte, die Decke zurückschlug, das Baby aufhob und es tätschelte. Es hörte auf zu weinen.

»Naß?« erkundigte ich mich.

Sie sah auf und entdeckte mich. »O nein, das erledigen die Maschinen. Nur einsam, drum hab' ich es lieb.« Trotz der Glaswand war ihre Stimme deutlich zu verstehen – eine direkte Leitung offenbar, obwohl man keine Geräte sah. Sie flüsterte dem Baby ins Ohr, dann fügte sie hinzu: »Sind Sie neu hier? Sie scheinen sich verlaufen zu haben.«

»O nein«, sagte ich hastig, »ich bin keine Angestellte. Ich wollte nur –«

»Dann haben Sie hier nichts verloren, um diese Zeit. Außer« – sie sah mich zweifelnd an –, »vielleicht suchen Sie den Lehrgangsraum für junge Mütter?«

»Nein, nein!« rief ich. »Noch nicht.« Und fügte hastig hinzu: »Ich bin Gast des Direktors.«

Na, gelogen war das nicht. Nicht ganz. Eigentlich mußte es heißen, Gast beim Gast des Direktors.

Sie schien zufrieden zu sein. »Was möchten Sie denn?« fragte sie. »Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Ach, nur ein paar Informationen. Ich versuche mir einen Überblick zu verschaffen. Was geht in diesem Stall hier vor?«

»Das sind Sechsmonate-Kinder«, erklärte sie mir. »Alle kommen in ein paar Tagen nach Hause.« Sie legte das Baby zurück ins Bett, stellte einen Sauger für das Kleine ein, klappte zu, ging ein paar Schritte und hob ein anderes Baby heraus. »Ich persönlich halte den Sechsmonate-Vertrag für den besten«, meinte sie. »Ein einjähriges Kind ist alt genug, die Veränderung zu bemerken. Aber diese hier nicht. Es ist ihnen egal, wer zu ihnen kommt und sie streichelt, wenn sie weinen... Trotzdem sind sechs Monate lange genug, ein Baby auf den Weg zu bringen und der Mutter die schlimmste Arbeit abzunehmen. Wir kennen uns aus, wir sind daran gewöhnt, wir wechseln uns ab,

sind nie erschöpft... also auch nie gereizt, wir brüllen sie nie an – und glauben Sie ja nicht, ein Baby verstünde den scharfen Ton nicht, nur weil es noch nicht sprechen kann. Es weiß Bescheid! Und der Schaden kann so groß sein, daß das Kind es Jahre und Jahre später irgendeine andere Person entgelten läßt. Na, na, Liebes«, sagte sie, aber nicht zu mir, »ist dir jetzt besser? Schläfrig, was? Jetzt halt dich schön still, und Martha wird bei dir bleiben, bis du fest eingeschlafen bist.«

Sie beobachtete den Säugling noch eine Weile, dann zog sie die Hand zurück, schloß den Kasten und eilte zu einem anderen, wo inzwischen die Lampe aufgeleuchtet war. »Ein Säugling hat kein Zeitgefühl«, sagte sie, als sie ein kreischendes Bündel Wut aus dem Bettchen hob. »Wenn er Liebe braucht, dann auf der Stelle. Er kann nicht wissen, daß –« Eine ältere Frau war neben ihr aufgetaucht. »Ja, Schwester?«

»Mit wem reden Sie da? Sie kennen doch die Vorschriften.«

»Aber... sie ist Gast des Direktors.«

Die ältere Frau sah mich scharf an. »Der Direktor hat Sie hierher geschickt?«

Ich versuchte fieberhaft zwischen drei ausweichenden Antworten zu wählen, als ich vom Schicksal gerettet wurde. Eine sanfte Stimme, die von allen Seiten zugleich zu kommen schien, verkündete: »Miss Podkayne Fries bitte zum Büro des Direktors. Miss Podkayne Fries bitte zum Büro des Direktors.«

Ich hob die Nase und sagte würdevoll: »Das bin ich. Schwester, hätten Sie die Güte, den Direktor anzurufen und ihm zu sagen, daß Miss Fries unterwegs ist?« Ich entfernte mich mit gemessener Hast.

Das Büro des Direktors war viermal so groß und sechzehnmal so eindrucksvoll wie das Büro des Rektors in der Schule. Der Direktor war klein, hatte eine dunkelbraune Haut, einen grauen Spitzbart und einen gepeinigten Gesichtsausdruck. Abgesehen

von ihm und Onkel Tom waren der kleine Anwalt zugegen, der sich vor einer Woche bei Papa so angestrengt hatte, und mein Bruder Clark. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie er hergekommen war... abgesehen von der Tatsache, daß Clark eine unfehlbare Zielsicherheit für Unannehmlichkeiten hat.

Clark sah mich ausdruckslos an. Ich nickte. Der Direktor und sein Rechtsberater erhoben sich. Onkel Tom blieb sitzen, aber er sagte: »Dr. Hyman Schoenstein, Mr. Poon Kwai Yau – meine Nichte Podkayne Fries. Setz dich, Kleines, niemand beißt dich. Der Direktor möchte dir einen Vorschlag machen.«

Der Anwalt fuhr dazwischen: »Ich denke nicht –«

»Stimmt«, sagte Onkel Tom. »Sie denken nicht. Sonst wäre Ihnen klargeworden, daß so etwas nicht ohne Nebenwirkungen abgeht.«

»Aber – Dr. Schoenstein, die Erklärung, die ich von Professor Fries erlangt habe, verpflichtet ihn zu ausdrücklichem Stillschweigen. Hier handelt es sich um nichts anderes als Erpressung. Ich –«

Jetzt stand auch Onkel Tom auf. Er wirkte zweimal so groß wie sonst und grinste wie eine Schreckensmaske. »Was haben Sie da eben gesagt?«

»Ich?« Der Jurist war überrascht. »Vielleicht habe ich mich hinreißen lassen. Ich meine nur –«

»Ich habe Sie gehört«, brummte Onkel Tom. »Und drei Zeugen. Zufällig ist das ein Wort, für das man auf diesem noch freien Planeten belangt werden kann. Weil ich aber alt und dick bin, möchte ich Sie lieber bis auf Ihren letzten Penny verklagen. Kommt, Kinder.«

Der Direktor meldete sich hastig zu Wort: »Tom... setz dich, bitte. Mr. Poon... halten Sie den Mund, bis ich Sie um Ihren Rat bitte. Hör zu, Tom, du weißt ganz genau, daß du bei einem Gespräch zwischen Anwalt und Klient weder Anzeige erstatten noch Klage erheben kannst.«

»Ich kann beides oder eines von beiden. Die Frage ist nur: Wird mir ein Gericht recht geben? Aber man kann es ja mal probieren.«

»Und damit genau das in die Öffentlichkeit zerren, was wir nicht vor allen Leuten besprochen haben wollen. Nur, weil mein Anwalt im Eifer übers Ziel hinausgeschossen ist. Mr. Poon?«

»Ich habe versucht, es zurückzunehmen. Ich nehme es zurück.«

»Senator?«

Onkel Tom verbeugte sich steif vor Mr. Poon, der dasselbe tat. »Akzeptiert, Sir.« Dann grinste Onkel Tom fröhlich und sagte mit normaler Stimme: »Na schön, Hymie, weiter im Text. Du bist dran.«

Dr. Schoenstein sagte vorsichtig: »Junge Dame, ich habe eben erfahren, daß die kürzliche Störung der Familienplanung in Ihrem Heim – die wir alle tief bedauern – für Sie und Ihren Bruder eine zusätzliche Enttäuschung bedeutet.«

»Das kann man wohl sagen!« rief ich mit ziemlich schriller Stimme, wie ich fürchte.

»Ja. Nebenwirkungen, wie Ihr Onkel schon sagte. Noch eine solche Nebenwirkung, und dieses Unternehmen kann Bankrott anmelden. Unser Geschäftszweig hat seine eigenen Gesetze, Miss Fries. Oberflächlich gesehen, erfüllen wir eine normale technische Funktion, hinzu kommt eine nicht aus dem üblichen Rahmen fallende Pflege für Säuglinge. Aber in tieferem Sinne berührt unsere Arbeit das ursprünglichste aller menschlichen Gefühle. Sollte das Vertrauen in unsere Integrität oder in die Perfektion, mit der wir die uns anvertrauten Arbeiten leisten, erschüttert werden –« Er breitete hilflos die Hände aus. »Wir würden das Jahresende nicht überdauern. Ich kann Ihnen genau nachweisen, wie die für Ihre Familie so entscheidende Verwechslung passieren konnte, ich kann zeigen, wie gering die Wahrscheinlichkeit dafür, auch bei den von uns angewandten Methoden, war... Ich kann beweisen, wie völlig ausgeschlossen

Derartiges von nun an sein wird, angesichts der neuen Prozeduren. Trotzdem« – er sah wieder hilflos drein –, »wenn Sie plaudern, wenn Sie auch nur die simple Wahrheit über das nun einmal Geschehene sagen, könnten Sie uns ruinieren.«

Er tat mir so leid, daß mir beinahe herausgerutscht wäre, es fiele mir nicht im Traum ein, davon zu reden, obwohl mein Leben ruiniert sei, als Clark dazwischenfuhr. »Vorsicht, Pod! Das ist nur ein Trick.«

Ich setzte meine sphinxhafte Miene auf und schwieg. Clarks instinktives Eigeninteresse ist absolut verläßlich.

Dr. Schoenstein gebot Mr. Poon mit einer Geste Stillschweigen. »Aber, meine liebe junge Dame, ich bitte Sie gar nicht, zu schweigen. Wie Ihr Onkel, der Senator, bereits erwähnte, sind Sie nicht gekommen, um uns zu erpressen, ganz abgesehen davon, daß ich keinerlei Verhandlungsspielraum besitze. Die Marsopolis-Stiftung GmbH erfüllt stets ihre Verpflichtungen, auch wenn sie nicht aus fixierten Verträgen herrühren. Ich habe Sie hierhergebeten, um für den Schaden, den wir, wenn auch unabsichtlich, angerichtet haben, eine gewisse Entschädigung anzubieten. Ihr Onkel erzählte mir, daß er mit Ihnen und Ihrer Familie zu reisen vorgehabt habe, aber entschlossen sei, das nächste Schiff der Triangle-Lines zu nehmen. Die ›Tricorn‹, die in etwa zehn Tagen starten soll. Würden Sie sich als teilweise entschädigt betrachten, wenn wir für Sie und Ihren Bruder Flugkarten erster Klasse hin und zurück, versteht sich, für die Triangle-Linie kaufen würden?«

Und ob ich das war! Die ›Wanderlust‹ hatte als einzigen Vorteil aufzuweisen, daß sie ein Raumschiff war und zur Erde flog. Sonst ist sie ein altes, langsames Frachtschiff. Die Schiffe der Triangle dagegen sind, wie jedermann weiß, buchstäblich Paläste. Ich konnte nur stumm nicken.

»Gut. Wir freuen uns sehr und wünschen Ihnen eine angenehme Reise. Aber, äh, junge Dame... Würden Sie uns eine Zusicherung geben, ohne Gegenleistung, rein aus Freundlichkeit,

daß Sie ein gewisses, bedauerliches Versehen nicht zur Sprache bringen?«

»Oh? Ich dachte, das gehöre zum Abkommen.«

»Es gibt kein Abkommen. Wie mir Ihr Onkel auseinandergesetzt hat, schulden wir Ihnen diese Reise, ohne Rücksicht auf alles andere.«

»Aber – aber Doktor, ich werde soviel zu tun haben, um rechtzeitig fertig zu werden, daß mir gar keine Zeit bleibt, mit anderen Leuten über irgendwelche Versehen zu sprechen, für die Sie wahrscheinlich sowieso nichts können.«

»Danke.« Er wandte sich an Clark. »Und du, mein Sohn?«

Anreden solcher Art sind Clark günstigenfalls unangenehm, aber seine Antwort wurde davon nicht beeinflußt. Er Ignorierte die Frage und sagte kalt: »Und was ist mit unseren Spesen?«

Dr. Schoenstein zuckte zusammen. Onkel Tom lachte los und meinte: »Gut gemacht! Hymie, ich habe dir ja erzählt, daß er auf seinen Vorteil bedacht ist. Er wird es noch weit bringen, wenn ihn vorher nicht jemand vergiftet.«

»Irgendwelche Vorschläge?«

»Laß mich nur machen. Clark, schau mich an. Entweder bleibst du hier, und wir schweißen dich in ein Faß und ernähren dich durch das Spundloch, damit du nicht reden kannst – während deine Schwester die Reise alleine macht –, oder du bist mit folgendem Vorschlag einverstanden. Sagen wir Tausend für jeden – nein, Fünfzehnhundert – als Reise-Spesen, und du hältst für immer den Mund über die Baby-Verwechslung... Abgemacht?«

»Ich müßte zehn Prozent Provision von den Fünfzehnhundert meiner Schwester bekommen. Sie hatte nicht Grips genug, sie zu verlangen.«

»Kommt gar nicht in Frage. Ich sollte dir eine Provision für den ganzen Handel abverlangen. Abgemacht?«

»Gut, abgemacht«, stimmte Clark zu.

Onkel Tom erhob sich. »Das war's. Er ist auf seine Weise genauso zuverlässig wie sie. Du kannst beruhigt sein. Sie dürfen auch wieder frei atmen, Kwai Yau. Hymie, du schickst mir bis morgen den Scheck. Kommt, Kinder.«

»Danke, Tom. Der Scheck ist bei euch, bevor ihr zu Hause seid. Äh... Nur noch eine Kleinigkeit...«

»Ja?«

»Tom, du warst lange vor meiner Geburt hier, also weiß ich über die frühen Jahre nicht viel. Ich kenne die üblichen Geschichten und den Eintrag im ›Who's who auf dem Mars‹, Weswegen bist du eigentlich deportiert worden? Du bist doch deportiert worden, oder nicht?«

Mr. Poon machte ein entsetztes Gesicht, und mir stand beinahe das Herz still. Aber Onkel Tom schien nicht beleidigt zu sein. Er lachte herzlich und erwiderte: »Man beschuldigte mich, Säuglinge gegen Profit eingefroren zu haben. Aber das war Schwindel – ich habe das nie getan. Kommt, Kinder. Verschwinden wir, bevor sie uns in die Tiefkeller schleppen.«

Nachts im Bett dachte ich verträumt an die Reise. Mit Mutter und Papa hatte es nicht die geringste Auseinandersetzung gegeben; Onkel Tom hatte telefonisch alles geregelt, bevor wir nach Hause kamen. Ich hörte einen Laut aus dem Kinderzimmer, stand auf und tappte hinüber. Es war Duncan, der kleine Liebling. Ich hob ihn hoch, drückte ihn an mich, und er lachte, dann wurde er naß, und ich wechselte die Windeln.

Ich fand ihn genauso hübsch oder noch hübscher als alle anderen Babys, obwohl er fünf Monate jünger war. Als ich ihn wieder in sein Bettchen legte, schlief er fest. Ich ging zurück in mein Zimmer.

Und blieb stehen – die Triangle-Linie hat natürlich ihren Namen daher, daß sie die drei größten Planeten bedient, aber in welcher Richtung ein Schiff die Mars-Venus-Erde-Route zurücklegt, hängt von der jeweiligen Stellung unserer Planeten ab.

Wo waren wir eigentlich im Augenblick?

Ich eilte ins Wohnzimmer und suchte die Tageszeitung – fand sie zum Glück, steckte sie in das Lesegerät, schlug die Schiffsnachrichten auf, fand die Vorhersagen über Ankünfte und Abflüge.

Ja, ja, ja! Ich fliege nicht nur zur Erde – sondern auch zur Venus!

Venus! Glauben Sie, Mutter erlaubt mir – Nein, am besten noch nichts davon sagen. Onkel Tom wird nachgiebiger sein, wenn wir erst einmal da sind.

Duncan wird mir fehlen.

4

Ich habe tagelang keine Zeit gehabt, etwas niederzuschreiben. Schon die Vorbereitungen für die Reise waren kaum zu schaffen – und sie wären wirklich nicht zu bewältigen gewesen, hätten wir nicht das meiste – Impfungen, Fotos, Pässe und dergleichen – schon vor dem Unglück erledigt. Aber Mutter erwachte aus ihrem atavistischen Dämmerzustand und war uns sehr behilflich. Sie ließ sogar einen der Drillinge lieber ein paar Sekunden lang schreien, als mich mit halboffenem Reißverschluß stehenzulassen.

Ich weiß nicht, wie Clark fertig geworden ist und ob er überhaupt Vorbereitungen zu treffen hatte. Er kroch geräuschlos herum und gab nur Knurrlaute von sich, wenn er überhaupt antwortete. Auch Onkel Tom schien keine Schwierigkeiten zu haben. Ich sah ihn in diesen gehetzten zehn Tagen nur zweimal, und beide Male mußte ich ihn aus dem Kartenzimmer im Elchclub herausholen. Ich fragte ihn, wie er sich für eine so wichtige Reise vorbereiten und noch Zeit zum Kartenspielen finden könne?

»Gar nichts dabei«, meinte er. »Ich habe mir eine neue Zahnbürste gekauft. Hätte ich sonst noch etwas tun sollen?«

Ich umarmte ihn und erklärte ihm, daß er ein unglaublicher Mensch sei. Er lachte und fuhr mir durchs Haar. Frage: Wird es mir jemals gelingen, einem Raumflug mit solcher Gelassenheit entgegenzusehen? Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig, wenn ich Astronautin werden will. Aber Papa meint, die Vorbereitung auf eine Reise mache die Hälfte des Vergnügens aus... also möchte ich vielleicht doch nicht ganz so gleichgültig werden.

Irgendwie lieferte mich Mutter komplett mit Gepäck und den zahllosen Papieren – Flugkarten, Untersuchungsberichten, Paß, Identifizierungsunterlagen, Genehmigung des Vormunds, drei Arten von Geld, Reiseschecks, Geburtsurkunde, Leumundszeugnis und dergleichen mehr – an der Fahrraketen-Station ab. Ich schleppte ein Paket mit Dingen, die ich in den Koffern einfach nicht mehr untergebracht hatte, trug einen Hut auf dem Kopf, einen zweiten in der Hand; abgesehen davon klappte alles. Wohin der zweite Hut geriet, weiß ich nicht. An Bord fand ich ihn jedenfalls nicht mehr. Aber er fehlte mir nicht.

Der Abschied am Startplatz war tränenreich und aufregend. Nicht nur bei Mutter und Papa, was ja zu erwarten gewesen war – als Papa mich an sich drückte, schlang ich die Arme um ihn und wollte einen furchtbaren Augenblick lang überhaupt nicht fort –, sondern auch, weil sich dreißig meiner Mitschülerinnen einfanden, womit ich nicht gerechnet hatte; sie führten ein Spruchband mit, auf dem riesige Lettern verkündeten:

BON VOYAGE – PODKAYNE

Ich wurde oft genug geküßt, um eine beachtliche Epidemie zu verursachen, hätte jemand eine Krankheit mit sich herumgeschleppt, was offensichtlich nicht der Fall war. Ich wurde von Jungen geküßt, die das früher nie gewagt hatten – und ich versichere Ihnen, es ist nicht ganz unmöglich, mich zu küssen, wenn man es mit Raffinesse und Selbstvertrauen anfängt, weil

ich der Meinung bin, daß man auch seine Instinkte entwickeln muß.

Die Blumen, die mir Papa zum Abschied geschenkt hatte, wurden zerdrückt, was mir erst in der Fähr Rakete auffiel. Ungefähr um diese Zeit muß ich wohl auch den Hut verloren haben. Sogar Fotografen waren erschienen, aber nicht meiner wegen – sondern für Onkel Tom. Plötzlich mußten wir dann auf der Stelle in die Rakete, weil ein solches Gefährt nicht warten kann; es muß auf den Bruchteil einer Sekunde genau starten, wenngleich Deimos sich wesentlich langsamer bewegt als Phobos. Ein Reporter versuchte Onkel Tom immer noch einen Kommentar zur bevorstehenden Drei-Planeten-Konferenz zu entlocken, aber Onkel deutete auf seinen Hals, flüsterte »Laryngitis« – dann waren wir an Bord, kurz bevor man die Luftschleuse schloß.

Es muß sich um den kürzesten bekannten Fall von Laryngitis gehandelt haben, denn in der Rakete war Onkel Toms Stimme wieder in bester Ordnung.

Ein Fähr Raketenflug ist wie der andere, ob nun Deimos das Ziel ist oder Phobos. Immerhin, wenn einen die erste gewaltige Beschleunigung in die Sitze drückt, daß man nicht einmal atmen, geschweige denn sich rühren kann, ist das schon recht aufregend – der freie Fall andererseits wirkt immer merkwürdig, ein bißchen unheimlich und magenbeunruhigend, selbst wenn einem nicht übel davon wird.

Der Aufenthalt auf Deimos entspricht dem Zustand im freien Fall, weil weder dieser Satellit noch Phobos genug Oberflächenschwerkraft besitzen. Man zog uns Saugsandalen an, bevor die Gurte gelöst wurden, damit wir gehen konnten, wie man es auch auf Phobos macht. Trotzdem unterscheidet sich Deimos von Phobos aus Gründen, die nichts mit Naturerscheinungen zu tun haben. Phobos ist natürlich juristisch ein Teil des Mars; ein Besuch dort erfordert keinerlei Formalitäten. Man braucht nur das Fahrgeld, einen freien Tag und den Wunsch nach einem Picknick im Weltraum.

Deimos dagegen ist ein Freihafen, für alle Zeiten an die Drei Planeten-Kommission verpachtet. Ein gesuchter Verbrecher, auf dessen Kopf in Marsopolis eine hohe Belohnung ausgesetzt ist, könnte dort unter den Augen unserer eigenen Polizei unbehelligt in ein anderes Schiff umsteigen. Wir müßten sehr komplizierte juristische Maßnahmen beim interplanetarischen Gerichtshof auf Luna ergreifen, das Urteil praktisch im Vorhinein erzielen und außerdem beweisen, daß das Verbrechen auch unter dem Drei-Planeten-Statut ein solches darstellt, nicht nur nach unseren eigenen Gesetzen... Und dann bliebe uns auch nichts anderes übrig, als die Proctoren der Kommission um Verhaftung des Mannes zu ersuchen – wenn er noch da ist, wofür nicht allzuviel spricht.

Ich wußte das in der Theorie, weil in unserem Schultext ›Grundzüge des Staatsrechts auf dem Mars‹ eine halbe Seite diesem Thema unter der Überschrift ›Exterritorialität‹ gewidmet war. Aber jetzt hatte ich sehr viel Zeit, darüber nachzudenken, weil wir sofort nach Verlassen der Fährrakete in einem Raum eingesperrt wurden, fälschlicherweise als ›Empfangsraum‹ deklariert, während wir warteten, bis man uns durchschleuste. Eine Wand des Saales bestand aus Glas, und ich konnte viele Menschen draußen hin- und hereilen sehen, die allerlei Interessantes und Geheimnisvolles trieben. Aber wir mußten neben unserem Gepäck warten und uns langweilen.

Ich wurde von Minute zu Minute wütender, was gar nicht meinem sonst sehr milden und liebenswerten Charakter entspricht. Na ja, die ganzen Anlagen hier waren von meiner eigenen Mutter gebaut worden! Und hier saß ich, eingesperrt wie eine weiße Maus im Labor.

Ich gebe ja zu, daß Mutter nicht ganz Deimos gebaut hat; das taten die Martianer, wozu sie einen Asteroiden benutzten, der damals gerade zur Verfügung stand. Aber vor einigen Jahrmillionen hatten sie genug von der Raumfahrt und widmeten ihre ganze Zeit dem Sinn des Daseins, der Erkenntnis des Unerforschlichen – und als Mutter den Auftrag übernahm, war

Deimos sehr heruntergekommen. Sie mußte von Grund auf neu anfangen.

Jedenfalls stand fest, daß alles, was ich durch die Glaswand sehen konnte, das Produkt von Mutters schöpferischen, klugen und eigensinnigen Fähigkeiten war. Ich wurde bitterböse. Clark stand in einer Ecke und unterhielt sich leise mit einem Fremden – für mich war er jedenfalls fremd. Clark scheint trotz seiner antisozialen Haltung immer irgend jemanden zu kennen oder eine Person, die jemand kennt, wohin wir auch kommen.

Ich frage mich manchmal, ob er Mitglied einer riesigen Geheimgesellschaft ist; er hat so viele unerfreuliche Bekannte, die er nie mit nach Hause bringt.

Clark ist aber ein idealer Partner für Wutorgien, weil er, wenn er nicht gerade zu tun hat, sofort bereit ist, jemandem hassen zu helfen, was gehaßt werden soll; er findet sogar Gründe, warum eine Situation noch viel gemeiner ist, als man sie eigentlich selbst eingestuft hat. Er war aber beschäftigt, also blieb nur Onkel Tom. Ich erklärte ihm voll Bitterkeit, wie schrecklich ich es fände, daß wir hier wie Tiere eingesperrt wurden – freie Marsbürger auf einem Marsmond –, nur weil ein Schild verkündete: »Die Passagiere haben den Aufruf abzuwarten – Anweisung der Drei-Planeten-Kommission«.

»Politik!« sagte ich grimmig. »Hier könnte ich ja besser Ordnung schaffen.«

»Ganz gewiß«, meinte er ernsthaft. »Aber du verstehst das Ganze nicht, Kleines.«

»Ich verstehe nur allzu gut!«

»Nein, Liebes. Du verstehst, daß es keinen vernünftigen Grund gibt, warum du nicht stracks durch diese Tür marschieren und dich mit Einkäufen vergnügen kannst, bis es Zeit ist, an Bord der »Tricorn« zu gehen. Und damit hast du recht, denn es gibt wirklich keinen Grund, warum du hier eingesperrt wirst, statt draußen einen Geschäftsinhaber glücklich zu machen, indem du ihm einen hohen Preis bezahlst, den du für einen niedrigen

hältst. Du zischst ›Politik‹, als wäre das ein Schimpfwort – und damit ist für dich alles erledigt.« Er seufzte. »Aber du begreifst das nicht. Politik ist nichts Böses; Politik ist die großartigste Leistung der Menschheit. Wenn gute Politik gemacht wird, ist das etwas Wunderbares... Und die schlechte – nun, die ist immer noch ganz ordentlich.«

»Ich glaube, ich komme immer noch nicht ganz mit«, sagte ich zögernd.

»Denk doch nach. Politik ist nur ein Name für die Kunst, voranzukommen... ohne Kampf. Wir verhandeln, schließen Kompromisse, und jeder glaubt, übervorteilt zu sein, aber nach endlosem Gerede findet man eben doch eine Lösung, ohne jemandem den Schädel einzuschlagen. Das ist Politik. Die einzige andere Weise, einen Disput zu entscheiden, besteht in gewalttätigen Auseinandersetzungen, und dazu kommt es, wenn eine oder beide Seiten nicht mehr zu Verhandlungen bereit sind. Deswegen behaupte ich, daß Politik immer noch gut ist, selbst wenn sie schlecht ist... weil als einzige Alternative die Gewalt bleibt – und das geht nicht ohne Opfer ab.«

»Äh – ich finde das eigentlich eine recht merkwürdige Einstellung für einen Veteran der Revolution. Soviel ich gehört habe, Onkel Tom, bist du doch einer von den Blutdurstigen gewesen, die mit dem Schießen anfangen. So erzählt es jedenfalls Papa.«

Er grinste. »Die meiste Zeit war ich in Deckung. Wenn Verhandlungen zu nichts führen, muß man kämpfen. Aber ich glaube, nur ein Mann, auf den man geschossen hat, weiß genau, um wieviel besser es ist, sich mit politischen Kompromissen abzulagen, statt sich gegenseitig abzuknallen.« Er runzelte die Stirn und sah plötzlich sehr alt aus. »Wann man reden und wann man kämpfen soll – das ist die schwierigste Entscheidung überhaupt.« Dann lächelte er plötzlich, und die Jahre schienen von ihm abzufallen. »Die Menschheit hat den Kampf nicht erfunden; es gab ihn lange, bevor wir kamen. Aber wir haben die Politik erfunden. Überleg dir das einmal, Kleines – der Homo sapiens ist das grausamste, bösartigste, gierigste und ganz

sicher das gefährlichste aller Tiere im Sonnensystem. Aber er hat die Politik erfunden! Er dachte sich einen Weg aus, auf dem die meisten von uns die meiste Zeit so miteinander auskommen, daß wir einander normalerweise nicht umbringen. Ich möchte also das Wort ›Politik‹ nicht wieder als Schimpfwort von dir hören.«

»Tut mir leid, Onkel Tom«, sagte ich geknickt.

»Von wegen! Aber wenn du dieser Idee zwanzig oder dreißig Jahre Raum läßt, wirst du – oh, oh! Da ist dein Schurke, Kleines – der Bürokrat, der dich zu Unrecht hier schmachten läßt. Los, 'ran! Zeig ihm, was du von seinen albernem Tricks hältst.«

Ich bewahrte würdevolles Schweigen. Bei Onkel Tom weiß man nie genau, wann er es ernst meint, weil er mich allzu gerne auf den Arm nimmt. Der Drei-Planeten-Proctor, von dem er sprach, öffnete die Tür zu unserem Verließ und sah sich um, wie ein Tierwärter, der einen Käfig auf seine Sauberkeit überprüft. »Die Pässe!« rief er. »Diplomatenpässe zuerst.« Er starrte uns an, entdeckte Onkel Tom. »Senator?«

Onkel Tom schüttelte den Kopf. »Ich bin Tourist, vielen Dank.«

»Wie Sie wollen, Sir. Bitte anstellen – in umgekehrter alphabetischer Reihenfolge –«, was uns an den Schwanz der Schlange brachte, statt an den Kopf. Zwei ganze Stunden gab es ärgerliche Verzögerungen: Pässe, Untersuchungen, Gepäckprüfungen – die Marsrepublik erhebt auf Exporte keinen Zoll, aber es gibt doch eine lange Liste von Dingen, die man ohne Lizenz nicht ausführen darf, zum Beispiel alte martianische Artefakte; manches darf man überhaupt nicht ausführen, wie gewisse Narkotika – und einiges kann man nur mit an Bord nehmen, wenn man es dem Zahlmeister zur Aufbewahrung übergibt, wie Pistolen und andere Waffen.

Clark suchte sich die Gepäckkontrolle für sein typisch abnormales Benehmen aus. Man hatte an alle Leute Abschriften einer langen Liste von Dingen verteilt, die wir nicht in den Koffern haben durften – eine faszinierende Liste. Ich hatte nicht gewußt,

daß es so viele Dinge gab, die entweder ungesetzlich, unmoralisch oder lebensgefährlich waren. Als die Fries-Gruppe erschöpft den Kontrollschalter erreichte, sagte der Inspektor mit einem Wort: »Nichtszuverzollen?« Er war ein Marsmensch, und als er den Kopf hob, erkannte er Onkel Tom. »Oh! Tag, Senator. Eine Ehre, Sie hier zu haben. Na, dann brauchen wir uns mit Ihrem Gepäck ja nicht abzulagen. Gehören die beiden jungen Leute zu Ihnen?«

»Durchsuchen Sie mich lieber«, meinte Onkel Tom. »Ich schmuggle Waffen. Die beiden hier sind meine Nichte und mein Neffe. Aber ich kann nicht für sie gutschlagen; sie sind beide subversive Typen. Vor allem das Mädchen. Sie hat sehr revolutionäre Ansichten verkündet, während wir warten mußten.«

Der Inspektor lächelte und sagte: »Ein paar Pistolen können wir Ihnen zugestehen, Senator – Sie wissen ja, wie man damit umgeht. Na, wie steht's, Kinder? Habt ihr etwas zu verzollen?«

»Nichts«, sagte ich mit eisiger Würde – als sich plötzlich Clark zu Wort meldete.

»Sicher!« krächzte er schrill. »Zwei Kilo Glücksstaub! Wen geht das was an? Ich habe ihn bezahlt. Ich lasse ihn mir nicht von einem Haufen alberner Schreiber stehlen.« Seine Stimme klang so mürrisch, wie das nur bei ihm möglich ist, und sein Gesichtsausdruck verlangte einfach nach einer Ohrfeige.

Das reichte. Der Inspektor hatte eben einen Blick in eine meiner Reisetaschen werfen wollen, rein formell, wie ich glaube – als mein Bruder absichtlich Stunk machte. Bei dem Wort ›Glücksstaub‹ tauchten sofort vier andere Inspektoren auf. Zwei davon waren Venusbewohner, dem Akzent nach, und die anderen beiden schienen von der Erde zu stammen.

Natürlich ist Glücksstaub für uns Marsmenschen nichts Besonderes. Die Martianer gebrauchen ihn, haben ihn immer verwendet, und für sie ist er so wichtig wie Tabak für die Menschen, anscheinend jedoch ohne unangenehme Wirkung.

Was sie davon haben, weiß ich nicht. Ein paar von den alten Einwohnern nahmen diese Gewohnheit von den Martianern an – aber meine ganze Botanikklassse experimentierte unter Aufsicht des Lehrers damit, ohne besonderen Genuß. Ich bekam nur eine verstopfte Nase davon.

Aber bei den gebürtigen Venusbewohnern ist das etwas anderes – wenn sie das Zeug in die Hände bekommen. Es verwandelt sie in Mörder, in Wahnsinnige, und sie tun alles, um sich in den Besitz dieses Mittels zu setzen. Der Schwarzmarktpreis ist ungeheuer hoch... und sich mit dem Staub erwischen zu lassen, bedeutet auf den Saturnmonden automatisch lebenslängliche Haft.

Sie surrten wie wütende Wespen um Clark herum. – Aber sie fanden nicht, was sie suchten. Nach einer Weile meinte Onkel Tom: »Inspektor? Darf ich einen Vorschlag machen?«

»Wie? Selbstverständlich, Senator.«

»Mein Neffe hält bedauerlicherweise alles auf. Warum nehmen Sie ihn nicht beiseite – ich würde ihn anketten – und lassen die anderen Leute durch?«

Der Inspektor blinzelte. »Ich glaube, das ist eine ausgezeichnete Idee.«

»Und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich und meine Nichte abfertigen wollten.«

»Ach, das ist nicht nötig.« Der Inspektor klatschte Klebezettel auf alle Koffer Onkel Toms, schloß meine Tasche und sagte: »Die hübschen Sachen der jungen Dame brauche ich nicht durchzustöbern. Aber diesen Schlaukopf hier durchsuchen wir bis aufs Hemd und stellen ihn hinter den Röntgenschild.«

»Tun Sie das.«

Onkel Tom und ich gingen weiter und stellten uns an vier oder fünf anderen Schaltern an – Währungskontrolle, Ausreise, Vorbestellung und dergleichen Unsinn mehr – und landeten

schließlich zum Wiegen an der Zentrifuge. Ich bekam nie Gelegenheit, noch etwas einzukaufen.

Zu meinem Unglück zeigte das Meßgerät, nachdem ich die Zentrifuge verlassen hatte, daß mein Gepäck und ich zusammen drei Kilo über dem mir zugestandenen Gesamtgewicht lagen, was ich einfach nicht begriff. Ich hatte nicht mehr gefrühstückt als sonst auch – eher weniger – und kein Wasser getrunken, weil das für den freien Fall nicht zu empfehlen ist. Man bekommt das Zeug dann mitunter in die Nase, was zu einer peinlichen Kettenreaktion führen kann.

Ich wollte also gerade protestieren, daß der Wiegemeister die Zentrifuge zu schnell gedreht und einen falschen Massewert hervorgerufen hatte. Mir fiel aber ein, daß ich nicht genau wußte, ob die Waage *zu* Hause auch richtig geeicht war. Ich hielt lieber den Mund.

Onkel Tom griff nach seiner Brieftasche und fragte: »Wieviel?«

Der Wiegemeister sagte: »Mmm... nehmen wir zuerst Sie dran, Senator.«

Onkel Tom hatte sein zulässiges Gesamtgewicht um beinahe zwei Kilo unterschritten. Der Wiegemeister zuckte die Achseln und meinte: »Lassen wir's dabei, Senator. Ich habe noch ein paar Fehlbeträge, ich glaube, wir können das schlucken. Andernfalls hinterlasse ich dem Zahlmeister eine Notiz. Aber es wird sicher klappen.«

»Danke. Wie war gleich Ihr Name?«

»Milo. Miles M. Milo – Aasvogel Lodge 74. Vielleicht haben Sie unsere Mannschaft vor zwei Jahren bei der Legionstagung gesehen – ich spielte Linksaußen.«

»Na und ob!« Sie tauschten den geheimen Händedruck aus, von dem sie meinten, daß ihn andere Leute nicht kennen, und Onkel Tom sagte: »Na, vielen Dank, Miles. Bis später.«

»Keine Ursache – Tom. Nein, machen Sie sich keine Mühe mit dem Gepäck.« Mr. Milo drückte auf einen Knopf und rief: »In die ›Tricorn‹! Schickt sofort jemand für das Gepäck des Senators.«

Als wir an der Passagierbahn zur Transfer-Station unsere Saugsandalen gegen kleine Magnetplatten austauschten, die an die Schuhe geklemmt wurden, fiel mir ein, daß wir nirgends auch nur eine Minute hätten zu warten brauchen – wenn Onkel Tom bereit gewesen wäre, die besonderen Vorrechte in Anspruch zu nehmen, die ihm zustanden.

Aber selbst so lohnt es sich, mit einer bedeutenden Persönlichkeit zu reisen – wenn sie auch nur Onkel Tom war, auf dessen Bauch man herumsprang, als man noch klein genug für solche Scherze war. Auf unseren Flugkarten stand nur ›Erste Klasse‹ – ich weiß das genau, weil ich alle drei gesehen habe –, aber was wir bekamen, war die sogenannte ›Eigentümerkabine‹, in Wirklichkeit eine Suite mit drei Schlafräumen und einem Wohnraum. Ich war überwältigt!

Aber im Augenblick hatte ich keine Zeit zum Bewundern. Zuerst verstaute man unser Gepäck, dann wurden wir festgeschnallt – auf Sitzsofas, die an einer Wand des Wohnzimmers standen. Diese Wand hätte eigentlich der Boden sein müssen, aber in Relation zu unserem winzigen Gewicht stieg sie beinahe vertikal empor. Die Warnsirene heulte bereits, als jemand Clark hereinzerrte und ihn auf eines der Sofas schnallte. Er sah etwas mitgenommen, aber ungebrochen aus.

»Na, Schmuggler«, begrüßte ihn Onkel Tom freundlich. »Haben sie es gefunden?«

»Es gab nichts zu finden.«

»Das habe ich mir schon gedacht. Ich hoffe, daß man dich tüchtig durch die Mühle gedreht hat.«

»Nee!«

Ich wußte nicht recht, ob ich Clark glauben sollte. Ich habe gehört, daß eine gründliche Durchsuchung recht unangenehm sein kann, wenn die Proctoren wütend sind. Clark hätte ein

bißchen Grobheit nichts geschadet – aber er tat so, als sei ihm das Ganze keinesfalls peinlich gewesen.

»Clark, du hast dich albern benommen. Außerdem war das Ganze eine Lüge – eine lächerliche, nutzlose Lüge.«

»Was heißt das schon!« sagte er scharf. »Wenn ich etwas schmuggle, dann ist es ihre Sache, es zu finden, dafür bezahlt man sie. ›Etwas zu verzollen?‹« äffte er den Inspektor nach. »So ein Unsinn! Als würde jemand freiwillig zugeben, daß er schmuggelt!«

»Trotzdem«, fuhr ich fort, »wenn Papa dich gehört hätte –«

»Podkayne.«

»Ja, Onkel Tom?«

»Hör auf. Wir starten gleich. Genießen wir es.«

»Aber – ja, Onkel Tom.«

Der Druck ließ etwas nach, setzte dann so stark ein, daß wir ohne die Gurte von den Sofas gerutscht wären – aber im Vergleich zum Beschleunigungsdruck in der Fährrakete war das gar nichts. Es dauerte nicht lange, dann befanden wir uns ein paar Sekunden lang im freien Fall... bis sich ein sanfter Druck in derselben Richtung bemerkbar machte, der anhielt.

Das Zimmer begann langsam zu rotieren... abgesehen von einem leichten Schwindelgefühl war das aber kaum zu bemerken.

Langsam, ganz langsam – es dauerte zwanzig Minuten – nahm unser Gewicht zu, bis wir wieder soviel wogen wie vorher... und zu diesem Zeitpunkt befand sich der Boden dort, wo er hingehörte, unter unseren Füßen, und er war beinahe eben. Aber nicht ganz...

Geschehen war folgendes: der erste kurzdauernde Beschleunigungsstoß stammte von den Raketenschleppern, die die ›Tricorn‹ vom Hafen Deimos hochgezerrt und in eine freie Umlaufbahn geschleudert hatten. Das ist nicht weiter schwierig,

weil die Anziehung zwischen einem großen Schiff wie der ›Tricorn‹ und einem winzigen Satelliten wie Deimos keine bedeutende Rolle spielt. Es kommt nur darauf an, die beträchtliche Masse des Raumschiffs freizukriegen.

Der zweite sanfte Schub, der ständig anhielt, rührte vom Antrieb des Raumschiffs selbst her – ein Zehntel g. Die ›Tricorn‹ ist ein Dauerschub-Schiff; sie plagt sich nicht mit ökonomischen Umlaufbahnen und Wochen oder Monaten im freien Fall herum. Sie fliegt wirklich sehr schnell, weil auch 0,1g in kurzer Zeit eine beachtliche Wirkung zeigt.

Aber 1/10g genügt nicht, um es Passagieren bequem zu machen, die an größere Schwerkraft gewohnt sind. Sobald der Kapitän das Schiff auf Kurs gebracht hatte, ließ er es rotieren, bis Zentrifugalkraft plus Schub – vektoriell addiert natürlich – genau der Oberflächenschwerkraft des Mars – oder 37% eines g in den Kabinen der ersten Klasse entsprachen.

Die Fußböden werden aber nie ganz waagrecht sein, bis wir die Erde erreichen, weil das Innere des Schiffes so konstruiert worden war, daß die Böden ganz waagrecht standen, sobald Rotation und Schub genau einem g entsprachen – also der Terra-Norm.

Vielleicht ist das nicht klar verständlich. In der Schule begriff ich es jedenfalls nicht ganz; ich sah nicht ein, wie sich das ergab, bis ich später Gelegenheit hatte, die Steuerung zu sehen, mit der das Schiff in Rotation gehalten und die Zentrifugalkraft errechnet wurde. Man muß sich nur immer vor Augen halten, daß die ›Tricorn‹ – und ihre Schwesterschiffe, ›Trice‹, ›Triangulum‹ und ›Tricolor‹ – riesengroße Zylinder sind. Der Schub verläuft genau entlang der Längsachse; das muß so sein. Die Zentrifugalkraft breitet sich quer zur Hauptachse aus – was sonst? Die beiden Kräfte verursachen die ›künstliche Schwerkraft‹ des Schiffes im Passagierbereich – da aber eine Kraft – der Schub – konstant gehalten und die andere – die Rotation – verändert werden kann, gibt es nur eine Rotationsgeschwindig-

keit, die zusammen mit dem Schub die Böden völlig waagrecht werden läßt.

Bei der >Tricorn< beträgt die Rotation, die waagerechte Böden und für die Passagiere genau 1g hervorruft, 5.42 Umdrehungen pro Minute... das weiß ich, weil es mir der Kapitän selbst gesagt hat... und ich nachgerechnet habe. Der Boden unserer Kabine liegt knapp dreißig Meter von der Längsachse des Schiffes entfernt, woraus sich alles andere ergibt.

Sobald wir Boden unter den Füßen hatten und das Klarsignal gegeben worden war, löste ich die Gurte und hastete hinaus. Ich wollte mir schnell das Schiff ansehen; nicht einmal zum Auspacken nahm ich mir Zeit.

Den Mann, der einen wirklich guten Luftreiniger für ein Raumschiff erfindet, erwartet ein Vermögen. Das ist nämlich das einzige, was man ganz bestimmt nicht übersehen kann.

Oh, man bemüht sich, das ist wahr. Die Luft geht bei jedem Durchgang durch Fällungsanlagen; sie wird gewaschen, parfümiert, mit der richtigen Beimischung von Ozon angereichert, und der neue Sauerstoff, der nach Entfernung des Kohlenstoffs herauskommt, ist so rein wie das Gewissen eines Säuglings. Er muß es sein, denn er wird als Nebenprodukt der Fotosynthese lebender Pflanzen erzeugt. Diese Luft ist so rein, daß ihr eigentlich eine Medaille der Gesellschaft für die Unterdrückung böser Gedanken zustände.

Außerdem muß die Mannschaft einen Großteil ihrer Zeit für Säubern, Polieren, Waschen usw. aufwenden – oh, man gibt sich Mühe! Trotzdem ist das Endergebnis all dieser Bemühungen keineswegs zufriedenstellend.

Es hat keinen Zweck, sich beim Zahlmeister zu beschweren. Er hört mit berufsgeübtem Mitgefühl zu und schickt einen Mann in die Kabine, der etwas herumsprüht, wovon nur die Geruchs-Nerven gelähmt werden, wie ich vermute. Aber sein Mitgefühl ist nicht echt, weil der Arme selbst einfach nichts riechen kann. Er lebt seit Jahren in Raumschiffen; es ist ihm buchstäblich

unmöglich, den unverkennbaren Gestank eines Schiffes zu bemerken, in dem Menschen wohnen – und außerdem weiß er, daß die Luft rein ist, das zeigen die Instrumente. Keiner der Berufs-Raumfahrer riecht das.

Aber der Zahlmeister und alle anderen sind durchaus an die Beschwerden der Passagiere über den unerträglichen Gestank gewöhnt – also heucheln sie Mitgefühl und tun so, als könne man dagegen etwas unternehmen.

Nicht, daß ich mich beschwert hätte. Ich wollte erreichen, daß mir alle aus der Hand fraßen, und das schafft man nicht, wenn man als Nörglerin auffällt. Aber – andere Novizen taten es, und ich verstand auch sehr gut, warum – tatsächlich machte sich der Schatten eines Zweifels bei mir bemerkbar, ob ich wirklich Kapitän eines Forschungsschiffes werden wollte.

Aber – nun, binnen zwei Tagen kam es mir vor, als habe man wirklich gegen den Geruch ankämpfen können, und kurz danach hörte ich überhaupt auf, daran zu denken. Ich begann zu begreifen, warum die Besatzung nichts riecht. Ihr Nervensystem schaltet einfach die alten vertrauten Gerüche aus – wie ein kybernetischer Himmelsbeobachter alle Objekte ausschaltet und ignoriert, deren festgelegte Umlaufbahnen in die Maschine vorher einprogrammiert worden sind.

Aber der Gestank ist noch immer vorhanden. Ich vermute, daß er in das polierte Metall eindringt und nie entfernt werden kann, wenn man nicht das ganze Schiff verschrottet und einschmilzt. Zum Glück ist das menschliche Nervensystem überaus anpassungsfähig.

Mein eigenes Nervensystem allerdings schien bei der ersten hastigen Besichtigung der ›Tricorn‹ nicht besonders anpassungsfähig zu sein; zum Glück hatte ich nicht viel gefrühstückt und überhaupt nichts getrunken. Mein Magen machte mir ein paarmal schwer zu schaffen, aber ich wies ihn streng zurecht – ich wollte mir unbedingt das Raumschiff ansehen.

Nun, die »Tricorn« ist wirklich wunderbar – sie entspricht in jeder Beziehung den Lobpreisungen der Reiseprospekte, wenn man von dem entsetzlichen Geruch absieht. Der Ballsaal ist herrlich und so groß, daß man die Übereinstimmung der Bodenkurven mit denen des Raumschiffs erkennen kann... allerdings zeigt sich keine Wölbung, wenn man hindurchgeht. Der Boden ist völlig eben – in diesem Saal als einzigem wird der Boden hochgeschraubt, damit er genau mit der jeweiligen Rotation übereinstimmt. Es gibt einen Aufenthaltsraum mit einem simulierten Sternenhimmel, den man auch blau mit ziehenden Wolken haben kann. Ein paar alte Schachteln hatten sich dort bereits eingefunden und schnatterten wild durcheinander.

Der Speisesaal ist genauso aufwendig, aber er kam mir nicht groß genug vor – was mich an die Warnung im Reiseprospekt über erste und zweite Tische erinnerte. Ich raste in unsere Kabine zurück, um Onkel Tom zur Reservierung zu bewegen, bevor die besten Tische vergeben waren.

Er war nicht da. Ich schaute schnell in alle Kabinen und fand ihn nicht – aber ich erwischte Clark in meiner Schlafkabine, als er gerade eine meiner Reisetaschen zuklappte.

»Was treibst du denn da?« fuhr ich ihn an.

Er sprang auf und zeigte mir ein ausdrucksloses Gesicht. »Ich wollte nur sehen, ob du Tabletten gegen Reisekrankheit hast«, sagte er dumpf.

»Hör auf, in meinen Sachen zu kramen. Du weißt, ich mag das nicht.« Ich trat zu ihm und befühlte seine Wange, er hatte kein Fieber. »Ich habe keine Tabletten. Aber ich weiß, wo der Schiffsarzt ist. Wenn du dich schlecht fühlst, bringe ich dich hin.«

Er machte sich los. »Ach, es geht mir schon wieder besser.«

»Clark, du hörst mir jetzt zu. Wenn du –« Aber er zwängte sich an mir vorbei, lief in seine eigene Kabine und machte die Tür zu. Ich hörte, wie er den Riegel vorschob.

Ich schloß die Tasche, an der er sich eben zu schaffen gemacht hatte – dabei fiel mir etwas auf. Es war die Tasche, die der Inspektor durchsuchen wollte, als Clark den Unsinn von dem ›Glücksstaub‹ erzählt hatte.

Mein jüngerer Bruder tut nie etwas ohne Grund. Nie.

Seine Beweggründe mögen für andere Leute oft unerklärbar sein. Wenn man aber tief genug schürft, findet man immer, daß sein Gehirn logisch wie eine Rechenmaschine arbeitet – und genauso gefühllos.

Ich wußte jetzt, warum er sich die scheinbar unnötigen Unannehmlichkeiten bei der Zollinspektion gemacht hatte.

Ich wußte, warum ich drei Kilo über dem Gesamtgewicht gelegen hatte.

Das einzige, was ich nicht wußte, war: was hatte er in meinem Gepäck an Bord geschmuggelt?

ZWISCHENBEMERKUNG

Na, Pod, ich freue mich, daß du dein Tagebuch weiterführst. Deine mädchenhaften Ansichten sind nicht nur sehr amüsant, manchmal verschaffst du mir sogar nützliche Informationen.

Wenn ich etwas für dich tun kann, brauchst du mir nur Bescheid zu sagen. Vielleicht kann ich dir in der Grammatik behilflich sein? Die unvollständigen Sätze, die du so häufig verwendest, verraten ungenaues Denken. Das weißt du doch, nicht wahr?

Nehmen wir zum Beispiel einen ganz hypothetischen Fall: einen Lieferroboter mit unangreifbarer Versiegelung. Da das Siegel tatsächlich nicht angreifbar ist, hat es keinen Sinn, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Eine vollständige Analyse der Situation bringt einen aber auf die Tatsache, daß jedes kubische oder

quasi-kubische Objekt sechs Seiten hat und das Siegel nur für eine dieser sechs Seiten gilt.

Auf dieser Überlegung basierend, kommt man zu der Erkenntnis, daß der Quasikubus zwar nicht verändert werden kann, ohne die Anschlüsse zu durchtrennen, daß sich aber der Boden bis zu 48 Zentimeter senken läßt – wenn man einen ganzen Nachmittag Zeit hat.

Handelte es sich hier nicht um einen hypothetischen Fall, so würde ich jetzt die Verwendung eines Spiegels mit Lichtquelle an einem Verlängerungsstab empfehlen, dazu einiges Werkzeug und vor allem viel Geduld.

Das fehlt dir, Pod – Geduld.

Hoffentlich wirft das etwas Licht auf die Angelegenheit des hypothetischen ›Glücksstaubs‹ – und mit deinen kleinen Problemchen kannst du übrigens jederzeit zu mir kommen.

5

Clark hielt seine Kabinentür während der ersten drei Tage auf der ›Tricorn‹ immer abgeschlossen – ich weiß Bescheid, weil ich es jedesmal probierte, sobald er hinausging.

Am vierten Tag vergaß er, sie zu einer Zeit abzusperren, wo er, wie ich wußte, mindestens eine Stunde lang fort sein würde, weil er sich für eine Schiffsbesichtigung angemeldet hatte – die Tour sollte auch diejenigen Einrichtungen umfassen, zu denen die Passagiere normalerweise keinen Zutritt hatten. Daß mir das entging, machte mir nicht allzuviel aus, weil ich inzwischen meinen eigenen ›Poddy Spezial-Begleitedienst‹ eingerichtet hatte. Ich brauchte mir auch Onkel Toms wegen nicht den Kopf zu zerbrechen; er machte die Tour nicht mit, das hätte gegen seine Regel verstoßen, jeder körperlichen Anstrengung auszuweichen, aber er hatte neue Kartenpartner gefunden und saß gut aufgehoben im Rauchzimmer.

Die Schlösser der Kabinettüren sind durchaus zu überwinden, wenn man eine Nagelfeile, ein paar Stückchen von diesem und jenem und Zugang zum Büro des Zahlmeisters hat, wie ich zum Beispiel.

Ich stellte aber fest, daß ich nicht einzubrechen brauchte; das Schloß war nicht ganz eingeschnappt. Ich stieß den üblichen Seufzer der Erleichterung aus, weil ich mir sagte, daß mir dieser glückliche Zufall mindestens zwanzig Minuten Vorsprung verschaffte.

Ich will die Durchsuchung nicht im einzelnen schildern, aber ich schmeichle mir, daß sie die geübtesten Kriminalbeamten nicht klüger oder schneller zuwege gebracht hätten, bei Beschränkung auf die nackten Hände, ohne jedes Gerät. Es mußte sich um etwas handeln, das auf der Liste der verbotenen Gegenstände aufgeführt war, die man uns auf Deimos in die Hand gedrückt hatte – und mein Exemplar hatte ich aufbewahrt und genau studiert. Es mußte knapp über drei Kilo wiegen. Es hatte einen beachtlichen Umfang und war nicht kompressibel, so daß Clark sich gezwungen gesehen hatte, es im Gepäck zu verstecken – im anderen Fall hätte er es an seinem Körper verborgen und sich kühl auf seine Jugend – im Verein mit Onkel Toms Patenschaft – verlassen, sicher durch den Zoll zu kommen. Sonst hätte er sich nie auf das Risiko eingelassen, es in meiner Reisetasche zu verstecken, weil er nicht sicher sein durfte, es ohne mein Wissen zurückzuerlangen.

Konnte er vorausgesehen haben, daß ich sofort durchs Schiff laufen würde, ohne zuerst auszupacken? Nun ja, vielleicht, wenn ich das auch in einer plötzlichen Aufwallung getan hatte. Ich muß widerstrebend zugeben, daß Clark mir immer um zwei Schritte voraus ist. Als Gegner darf man ihn nie unterschätzen. Trotzdem, für ihn war es ein Risiko, wenn auch ein kleines.

Na schön. Groß, gewichtig, verboten – aber ich wußte nicht, wie es aussah, und mußte davon ausgehen, daß alles, was die ersten beiden Forderungen erfüllte, verändert sein mochte, um unauffällig zu erscheinen.

Also an die Arbeit...

Zehn Minuten später wußte ich, daß es sich in einem der drei Koffer befinden mußte, die ich mir absichtlich als die unwahrscheinlichsten Fundquellen bis zuletzt aufgehoben hatte. Eine Kabine an Bord eines Raumschiffs verfügt über viele Deckplatten, Luken, abnehmbare Leitungen und so weiter, aber ich hatte in meiner eigenen Kabine gründlich geübt. Ich wußte, welche zu öffnen sich lohnte, welche nicht ohne schweres Werkzeug zu öffnen waren, welche nicht geöffnet werden konnten, ohne deutliche Spuren zu hinterlassen. Ich überprüfte diese Stellen in großer Hast und gratulierte Clark zu der Erkenntnis, sich nicht auf derart offensichtliche Verstecke verlassen zu haben.

Dann durchsuchte ich alles leicht Zugängliche – im Freien, seine Garderobe, et cetera –, wobei ich auch die klassische Methode des ›verschwundenen Briefes‹ nicht außer acht ließ, das heißt, ich unterstellte nie, daß ein Buch ein Buch war, nur weil es so aussah, noch, daß ein Jackett auf einem Bügel nur dies und nichts anderes sei.

Null, negativ, nichts – widerstrebend machte ich mich über seine drei Gepäckstücke her, nachdem ich mir zuerst genau gemerkt hatte, wie und in welcher Reihenfolge sie gestapelt waren.

Der erste Koffer war leer. O ja, natürlich konnte das Futter aufgeschnitten worden sein, aber der Koffer hatte genau das richtige Gewicht, und eine Geheimtasche hätte nichts enthalten können, was der Größe nach meinen Forderungen entsprach.

Der zweite Koffer war ebenfalls leer – und auch der unterste Koffer schien es zu sein... bis ich in einer der Taschen einen Umschlag fand. Er war auch nicht annähernd groß oder schwer genug; einfach ein simpler Briefumschlag, aber ich sah ihn mir trotzdem an.

Und geriet sofort in Wut!

Auf dem Umschlag stand:

›Miss Podkayne Fries an Bord der S.S. Tricorn‹

Dieser gemeine Kerl! Er hatte meine Post abgefangen! Mit vor Zorn zitternden Händen öffnete ich den Umschlag – und entdeckte, daß er schon geöffnet worden war. Ich konnte mich kaum noch beherrschen. Aber wenigstens war der Brief noch da. Zähneknirschend zog ich ihn heraus und las ihn.

Es waren genau acht Worte:

›Na, Pod? Wieder beim Schnüffeln, wie ich sehe.‹

- in Clarks Handschrift.

Ich stand einen endlosen Augenblick lang starr da, während mir das Blut ins Gesicht schoß und ich die bittere Erkenntnis zu verarbeiten suchte, daß ich wieder einmal übertölpelt worden war.

Es gibt nur drei Menschen auf der Welt, die es fertigbringen, daß ich mir dumm vorkomme – zwei davon sind Clark.

Ich hörte hinter mir ein Räuspern und fuhr herum. Im offenen Türrahmen stand mein Bruder. Er lächelte mich an und sagte: »Hallo, Schwesterchen. Suchst du etwas? Kann ich dir behilflich sein?«

Ich vergeudete keine Zeit damit, so zu tun, als wüßte ich von nichts. Ich sagte einfach: »Clark, was hast du in meinem Gepäck an Bord geschmuggelt?«

Er sah mich ausdruckslos an – mit jener böartigen Idiotie, die schon stabile Lehrer zum Psychiater getrieben hat. »Wovon sprichst du denn, um Himmels willen?«

»Du weißt genau, wovon ich rede! Vom Schmuggeln!«

»Ach so!« Sein Gesicht wurde von einem sonnigen Lächeln verklärt. »Du meinst die zwei Kilo Glücksstaub. Meine Güte, Pod, machte dir das immer noch Sorgen? Die zwei Kilo Glücksstaub hat es nie gegeben. Ich wollte doch nur den Zollinspektor ärgern. Ich dachte, das wüßtest du.«

»Ich meine nicht dieses Zeug! Ich spreche von mindestens drei Kilo einer anderen Substanz, die du in meinem Gepäck versteckt hast!«

Er machte ein besorgtes Gesicht. »Pod, ist dir nicht gut?«

»Ohhhh - Quatsch! Clark, hör auf damit! Du weißt genau, was ich meine! Als ich aus der Zentrifuge kam, wogen meine Koffer und ich zusammen drei Kilo mehr als erlaubt. Nun?«

Er sah mich nachdenklich und mitfühlend an. »Ich hab' doch schon die ganze Zeit bemerkt, daß du korpulent wirst – aber ich wollte nicht davon anfangen. Es kann nur an dem guten Essen liegen, von dem du hier soviel hinunterschlingst. Du mußt wirklich vorsichtiger sein, Pod. Wenn eine Frau erst einmal anfängt, sich gehenzulassen – na, recht viel mehr als ihre Figur hat sie nicht zu bieten, wie ich höre.«

Ich hätte ihn niedergeschlagen, wäre der Umschlag ein Knüppel gewesen. Ich hörte ein böses Knurren und bemerkte, daß der Laut von mir stammte. Ich nahm mich zusammen. »Wo ist der Brief aus diesem Umschlag?«

Clark sah mich überrascht an. »Na, dort, in der anderen Hand.«

»Das hier? Mehr war nicht da? Kein Brief von einer anderen Person?«

»Nein, nur der Zettel von mir. Hat er dir nicht gefallen? Ich dachte, er paßt genau auf die Situation... Ich wußte, daß du ihn bei der ersten Gelegenheit finden würdest.« Er lächelte. »Wenn du wieder einmal in meinen Sachen kramen willst, dann sag mir Bescheid, und ich helfe dir. Ich stelle manchmal Experimente an – und du könntest dir weh tun. So geht es Leuten, die nicht besonders klug sind und die sich nicht zuerst vergewissern, bevor sie losspringen. Dir soll so etwas nicht passieren.«

Ich verzichtete auf weiteren Wortwechsel, ging an ihm vorbei in meine eigene Kabine, schloß ab und heulte mich aus.

Dann stand ich auf und befaßte mich sorgfältig mit meinem Make-up. Ich weiß, wann ich geschlagen bin; umfangreiche Kommentare sind da nicht mehr nötig. Ich beschloß, mit Clark nie mehr über dieses Thema zu sprechen.

Aber was sollte ich tun? Mich an den Kapitän wenden? Ich kannte ihn schon ganz gut; seine Phantasie erstreckte sich bis zur nächsten Ballistikberechnung und keinen Zentimeter weiter. Sollte ich ihm erklären, daß mein Bruder geschmuggelt hatte, ich wisse nicht, was – und daß er wohl besser das ganze Schiff sorgfältig durchsuchen lasse, weil sich das Bewußte nicht in der Kabine meines Bruders befinde? Sei nicht albern, Poddy. Erstens würde er dich auslachen, zweitens willst du gar nicht, daß Clark erwischt wird – Mutter und Papa wären entsetzt.

Onkel Tom Bescheid sagen? Vielleicht wäre er genauso ungläubig... oder er ginge, wenn er mir glaubte, selbst zum Kapitän – mit demselben katastrophalen Ergebnis.

Ich beschloß, nicht zu Onkel Tom zu gehen – im Augenblick jedenfalls noch nicht. Statt dessen wollte ich Augen und Ohren offenhalten und selbst eine Antwort zu finden versuchen.

Auf jeden Fall verschwendete ich nicht viel Zeit mit Clarks Sünden – wenn es sie gab. Ich war zum erstenmal in einem richtigen Raumschiff, und es gab so vieles zu tun und zu lernen.

Die Reiseprospekte sind ja meist recht ehrlich – aber das richtige Bild liefern sie nicht.

Man braucht sich nur einmal diesen Satz anzusehen, der aus dem Text des elegant aufgemachten Heftchens stammt, wie es die >Linie< verteilt... >romantische Tage im uralten Marsopolis, einer Stadt, älter als die Zeit; exotische Nächte unter den dahinrasenden Monden des Mars...<

Übersetzen wir's in die Umgangssprache! Marsopolis ist meine Heimatstadt, und ich hänge an ihr – aber von romantisch kann überhaupt keine Rede sein. Die Stadtteile, in denen Menschen

leben, sind neu und rein funktionell gestaltet, ohne Rücksicht auf Romantik. Was die Ruinen außerhalb der Stadt angeht – die von den Martianern im übrigen niemals Marsopolis genannt wurde –, so haben eine Menge von intelligenten Leuten, einschließlich Papa, dafür gesorgt, daß die besten Stücke abgesperrt bleiben, damit die Touristen ihre Anfangsbuchstaben nicht in Wände kratzen, die schon uralt waren, als Steinbeile als das Non-Plus-Ultra der Waffentechnik galten. Überdies sind martianische Ruinen weder schön noch pittoresk, noch eindrucksvoll, für menschliche Augen jedenfalls. Wenn man sie schätzen lernen will, muß man ein wirklich gutes Buch mit Illustrationen, Diagrammen und einfachen Erklärungen lesen – wie zum Beispiel Papas ›Andere Pfade‹.

Was die exotischen Nächte angeht, so müßte eigentlich jeder, der nach Sonnenuntergang auf dem Mars ohne Notwendigkeit im Freien bleibt, auf seinen Geisteszustand untersucht werden. Es ist eiskalt. Ich habe Deimos und Phobos nachts genau zweimal gesehen, jedesmal ohne meine Schuld – und ich hatte soviel Mühe, mich vor dem Erfrieren zu retten, daß für Gedanken an ›dahinrasende Monde‹ keine Zeit blieb.

Die Reklamebroschüre ist von ebensolcher peinlichen Genauigkeit und im Endeffekt täuschend, wenn es um die Raumschiffe geht. Ja, die ›Tricorn‹ ist ein Palast, das kann ich bestätigen. Es ist wirklich ein Wunder der Technik, daß ein derart riesiges, luxuriöses, der Gesundheit und Bequemlichkeit menschlicher Wesen so genau entsprechendes Objekt in der Lage ist, durch den Weltraum zu ›rasen‹ – entschuldigen Sie den Ausdruck.

Aber schon die Bilder -

Sie wissen ja, welche ich meine: farbecht und mit Tiefenschärfe, Gruppen von gutaussehenden jungen Menschen, die im Aufenthaltsraum plaudern oder spielen, im Ballsaal fröhlich tanzen – oder die Ansichten einer ›typischen Kabine‹.

Diese ›typische Kabine‹ ist kein Schwindel. Nein, sie ist nur aus einem solchen Winkel und mit einem Objektiv geknipst worden, daß sie doppelt so groß aussieht wie in Wirklichkeit. Und was die

schönen, fröhlichen jungen Menschen angeht, nun, bei *meinem* Flug sind sie jedenfalls nicht dabei. Wahrscheinlich handelt es sich um Mannequins.

In der ›Tricorn‹ lassen sich bei diesem Flug die jungen und gutaussehenden Passagiere an den Fingern einer Hand abzählen. Der typische Passagier bei uns ist eine Großmutter von der Terry, verwitwet, reich, das erstemal auf Weltraumflug – und wahrscheinlich auch das letztemal, weil sie nicht so recht weiß, ob es ihr gefällt.

Ehrlich, ich übertreibe nicht; unsere Passagiere sehen aus wie Flüchtlinge aus einem Altersheim. Ich habe nichts gegen das Alter. Ich habe mir sagen lassen, das sei ein Zustand, in den ich auch einmal geraten muß, wenn ich lange genug aus- und einatme – sagen wir, ungefähr noch 900 000 000 mal, ohne körperliche Anstrengungen mitzuzählen. Das Alter kann eine wunderbare Sache sein, man braucht sich nur Onkel Tom anzusehen. Aber es ist keine Leistung; es stößt einem zu, genauso, wie andere Leute die Treppe hinunterfallen.

Und ich muß sagen, daß ich langsam von der Meinung genug habe, die Jugend als strafbare Handlung betrachtet.

Ich hätte wohl nicht überrascht sein dürfen, die ›Tricorn‹ als Super-Luxus-Altersheim vorzufinden, aber meine Erfahrung ist zugegebenermaßen noch recht begrenzt, was sich schon daraus ergibt, daß ich mit einigen ökonomischen Tatsachen nicht vertraut war.

Die ›Tricorn‹ ist teuer. Sogar sehr teuer. Clark und ich wären überhaupt nicht hier, wenn Onkel Tom nicht Dr. Schoenstein die Pistole auf die Brust gesetzt hätte. Onkel Tom könnte sich den Flug sicher leisten, aber er paßt auch altersmäßig, wenngleich nicht dem Temperament nach, in die erwähnte Kategorie. Mutter und Papa hatten beabsichtigt, mit der ›Wanderlust‹, einem Frachtschiff, das niedrige Flugpreise anbot und ökonomisch vertretbare Umlaufbahnen benützte, zu fliegen. Papa und Mama sind nicht arm, aber auch nicht reich – und wenn sie mit der

Erziehung und Ausbildung von fünf Kindern fertig sind, werden sie wohl nie mehr reich werden.

Wer kann es sich leisten, Luxus-Linienschiffe zu benützen? Antwort: Reiche, alte Witwen, reiche Ehepaare im Ruhestand, hochbezahlte Direktoren, deren Zeit so wertvoll ist, daß ihre Firmen sie mit den schnellsten Schiffen auf die Reise schicken – und hier und da eine Ausnahme.

Clark und ich sind solche Ausnahmen. Wir haben noch eine einzige andere Ausnahme auf dem Schiff, Miss – nun, ich will sie Miss Girdie Fitz-Snugglie nennen, weil das Ganze sehr leicht zu entschlüsseln wäre, schriebe ich ihren richtigen Namen nieder. Ich halte Girdie für einen netten Menschen, gleichgültig, was auf dem Schiff über sie geklatscht wird. Sie zeigt keine Eifersucht mir gegenüber, obwohl die jüngeren Schiffsoffiziere bis zu meinem Erscheinen ihr persönlicher Besitz gewesen sind – während der ganzen Reise von der Erde herauf. Ich habe ihr Monopol stark untergraben, aber sie ist nicht ekelhaft zu mir. Girdie ist ungefähr doppelt so alt wie ich, in dieser Gesellschaft also unglaublich jung; trotzdem wirkt sie vielleicht neben mir ein bißchen gesetzter. Mein etwas unfertiges Aussehen mag ihre reifere Erscheinung aber auch nur um so strahlender hervortreten lassen. Wie dem auch sei, meine Anwesenheit hat den auf ihr lastenden Druck insoweit erleichtert, als dem Klatsch jetzt statt einem Ziel deren zwei geboten werden.

Und geklatscht wird unaufhörlich. Ich habe jemand über sie sagen hören: »Sie hing mehr Männern am Hals als eine Serviette.«

Wenn das wirklich stimmt, hoffe ich nur, daß es ihr Spaß gemacht hat.

Diese herrlichen Tanzabende im Mammut-Ballsaal! Das ist so: sie finden jeden Dienstag- und Samstagabend statt, solange das Schiff sich im Weltraum befindet. Die Musik beginnt um halb neun, und die Damengesellschaft für moralische Rechtschaffenheit sitzt wie bei einer Totenwache rings um die Tanzfläche verteilt. Onkel Tom kommt mir zuliebe, und er sieht im

Abendanzug sehr distinguiert aus. Ich trete in einem Abendkleid auf, das nicht mehr ganz so mädchenhaft wie beim Kauf mit Mutter wirkt, nachdem ich hinter verschlossenen Türen einige Änderungen vornahm. Sogar Clark erscheint, weil sich nichts anderes tut und er Angst hat, etwas zu verpassen – er sieht so gut aus, daß ich ganz stolz auf ihn bin, weil er in seinen Smoking steigen muß, sonst darf er nicht in den Saal.

Drüben, in weißen Uniformen, sitzt ein halbes Dutzend der jüngeren Schiffsoffiziere, die sich nicht ganz wohl zu fühlen scheinen.

Der Kapitän wählt nach einer Methode, die nur ihm bekannt ist, eine der Witwen aus und bittet sie zum Tanz. Zwei Ehemänner tanzen mit ihren Frauen. Onkel Tom bietet mir seinen Arm und führt mich zur Tanzfläche. Clark benützt die atemlose Spannung, sich auf den Punsch zu stürzen.

Aber niemand bittet Girdie zum Tanz.

Das ist kein Zufall. Der Kapitän hat – wie ich mit absoluter Sicherheit durch meine Spione erfahren konnte – Befehl gegeben, daß kein Schiffsoffizier mit Miss Fitz-Snugglie tanzen darf, wenn nicht mindestens zwei Tänze mit anderen Partnern absolviert sind – und ich bin kein ›anderer Partner‹, weil die Anweisung seit dem Abflug vom Mars auch auf mich ausgedehnt wurde.

Das dürfte für jeden Beweis genug sein, daß der Kapitän eines Schiffes der letzte in der Reihe absoluter Monarchen ist.

Auf der Tanzfläche drehen sich jetzt sechs oder sieben Paare, und die Stimmung erreicht ihren Höhepunkt. Voller kann es nie mehr werden. Trotzdem sind neun Zehntel der Stühle immer noch besetzt, und man könnte mit dem Fahrrad auf der Tanzfläche herumkurven, ohne die Tänzer in Gefahr zu bringen. Die Zuschauer machen Gesichter, als strickten sie Henkerkappen. Eigentlich fehlt nur eine Guillotine mitten auf der Tanzfläche.

Die Musik geht zu Ende; Onkel Tom bringt mich zurück zu meinem Stuhl und fordert Girdie auf – weil er als barzahlender Fluggast dem Kapitän nicht untersteht. Aber ich bin immer noch tabu, also gehe ich hinüber zur Punschtheke, nehme Clark ein Glas aus der Hand, trinke es aus und sage: »Los, komm, Clark. Wir wollen ein wenig üben.«

»Ach, das ist ja ein Walzer!« Oder ein »Flohhüpfer« oder ein »Chasseé« oder ein »Fivestep« – was immer es sein mag, er kann es nicht.

»Du machst mit – oder ich erzähle Madame Grew, daß du mit ihr tanzen willst und nur zu schüchtern bist.«

»Wenn du das tust, stell' ich ihr ein Bein! Ich stolpere und stell ihr ein Bein.«

Clark wird aber schon schwach, also fasse ich nach. »Hör zu, Kleiner, entweder führst du mich auf die Tanzfläche und steigst eine Weile auf meinen Füßen herum – oder ich Sorge dafür, daß Girdie überhaupt nicht mit dir tanzt.«

Das genügt. Clark windet sich in den Qualen der ersten Liebe, und Girdie ist so anständig, ihn als gleichberechtigt anzuerkennen und seine Aufmerksamkeit mit Höflichkeit zu akzeptieren. Clark tanzt also mit mir. In Wirklichkeit ist er sogar ein recht guter Tänzer, und ich brauche ihn nur ganz wenig zu führen. Er tanzt gerne – aber er möchte keinen Menschen, am wenigsten mich, merken lassen, daß er gern mit seiner Schwester tanzt. Inzwischen macht Girdie großartige Figur mit Onkel Tom, was wirklich als besondere Leistung gelten darf, weil Onkel Tom mit großer Begeisterung und ohne Gefühl für Rhythmus tanzt. Aber Girdie vermag jedem Tänzer zu folgen – wenn ihr Partner sich ein Bein bräche, würde sie ihm folgen und das ihre an der gleichen Stelle brechen. Die Reihen der Tänzer lichten sich aber bereits. Ehemänner, die den ersten Tanz übernommen haben, sind zu müde für den zweiten, und niemand tritt an ihre Stelle.

O ja, wir feiern wirklich rauschende Feste im Luxusschiff »Tricorn«!

Aber im Ernst, wir amüsieren uns. Ab dem dritten Tanz haben Girdie und ich die Auswahl unter den Schiffsoffizieren, von denen die meisten gute Tänzer sind oder doch wenigstens Übung haben. Gegen zehn Uhr zieht sich der Kapitän zurück, und kurz danach verschwinden auch langsam die beruflichen Anstandswauwas. Um Mitternacht sind nur noch Girdie, ich und ein halbes Dutzend der jüngeren Offiziere da – und der Zahlmeister, der pflichtgemäß mit jeder Frau getanzt hat und nun findet, daß er den Rest der Nacht seinem Vergnügen widmen darf. Er tanzt ausgezeichnet, für einen Mann in seinem Alter.

Oh, und Mrs. Grew ist auch noch da – aber sie gehört nicht zu den Klatschtanten und ist immer nett zu Girdie. Sie ist alt und dick und hat ein ansteckendes Gelächter. Sie erwartet nicht, daß jemand mit ihr tanzt, aber sie schaut gerne zu – und die Offiziere, die gerade nicht tanzen, sitzen gerne bei ihr. Sie macht Spaß.

Gegen ein Uhr schickt Onkel Tom Clark herüber, um mir sagen zu lassen, daß ich ins Bett kommen soll, sonst sperrt er mich aus. Das würde er nie tun, aber ich komme – meine Füße tun mir weh.

Ach ja, die gute, alte >Tricorn<!

Der Kapitän steigert langsam die Rotation des Schiffes, um die künstliche Schwerkraft der Oberflächenanziehung der Venus anzupassen; sie beträgt 0,84g oder mehr als doppelt soviel, als ich mein ganzes Leben hindurch gewohnt war. Wenn ich also nicht zu sehr mit dem Studium von Astrogation und Schiffs-Steuerung beschäftigt bin, verbringe ich viel Zeit in der Turnhalle des Schiffes, um mich auf das Kommende vorzubereiten, weil ich nicht vorhabe, mich auf der Venus durch mäßige Kraft oder Beweglichkeit behindern zu lassen.

Wenn ich mich an eine Beschleunigung von 0,84g gewöhne, wird der spätere Übergang zur Terra-Norm von einem vollen g Spielerei für mich sein. Denke ich mir.

Gewöhnlich habe ich die Turnhalle ganz allein für mich. Die meisten Passagiere sind Erd- oder Venusmenschen, die sich auf die hohe Schwerkraft der Venus nicht vorzubereiten brauchen. Von dem guten Dutzend Marsmenschen scheine ich alleine die kommende Belastung ernst zu nehmen – und die Handvoll fremder Lebewesen im Schiff bekommen wir nie zu Gesicht; alle bleiben in ihren Spezialkabinen. Die Schiffsoffiziere benutzen die Turnhalle, manche sind ganz fanatische Gymnastikanhänger, aber sie tun das fast immer zu einer Zeit, da die Passagiere dort nicht erscheinen.

An diesem Tag – eigentlich der 13. Ceres, aber die ›Tricorn‹ verwendet Erddaten und -zeit, was den 9. März ergibt; die merkwürdigen Daten machen mir nichts aus, aber der kurze Erdtag kostet mich jede Nacht eine halbe Stunde Schlaf – am dreizehnten Ceres also, rannte ich in die Turnhalle, so wütend, daß ich Gift und Galle hätte spucken können. Ich gedachte, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, indem ich nicht nur meine Wut abreagierte, zumindest bis zu einem Punkt, wo man mich nicht wegen tätlichen Angriffs in Eisen legen würde, sondern auch meine Muskeln stärkte.

Und fand Clark im Saal, mit Turnhose und einer gewichtigen Hantel.

Ich blieb wie angewurzelt stehen und fragte: »Was tust du denn hier?«

»Meinen Geist schwächen«, knurrte er und konzentrierte sich ganz auf seine Übungen.

Na, geschah mir recht. Es gab keine Vorschrift, wonach Clark die Turnhalle nicht benutzen durfte. Seine Antwort war auch für jeden, der sich in seiner Logik zurecht fand, durchaus vernünftig. Ich wechselte das Thema, warf meinen Morgenmantel ab und begann mit Freiübungen, um mich anzuwärmen.

»Wieviel wiegt sie?« fragte ich.

»Sechzig Kilo.«

Ich warf einen Blick auf das Meßgerät an der Wand, eine Federskala in Bruchteilen eines Standard g; der Zeiger wies auf 52%. Ich rechnete kurz nach - 52 Siebenunddreißigstel von sechzig – das entspricht also rund 85 Kilo zu Hause auf dem Mars. »Warum schwitzt du denn dann?«

»Ich schwitze nicht!« Er setzte die Hantel ab. »Stemm du mal.«

»Gemacht.« Er trat beiseite, ich ging in die Hocke, um die Hantel hochzustemmen – und überlegte es mir anders.

Glauben Sie mir, ich übe zu Hause gewöhnlich mit neunzig Kilo; ich hatte jeden Tag das Meßgerät an der Wand beobachtet und dieselbe Hantel auf das von zu Hause her gewohnte Gewicht getrimmt, nicht ohne täglich etwas mehr aufzulegen. Mein, wie es scheint, nie erreichbares Ziel ist, unter den Umweltbedingungen der Venus genauso viel hochzubringen wie zu Hause.

Ich war also davon überzeugt, daß ich bei 0,52g sechzig Kilo heben konnte.

Aber für ein Mädchen ist es ein schwerer Fehler, einen Mann bei Wettkämpfen, die Kraft erfordern, zu besiegen... Auch wenn

es der eigene Bruder ist. Vor allem, wenn es der eigene Bruder ist, der ein scheußliches Temperament besitzt, und wenn man plötzlich den Schimmer einer Idee hat, wie sich seine unangenehmeren Eigenschaften in Aktion bringen lassen.

Ich ächzte und stöhnte also, strengte mich maßlos an, brachte die Hantel bis zur Brust, versuchte sie hochzustemmen – und quietschte: »Hilf mir!«

Clark half mit einer Hand nach, und wir bekamen die Hantel hoch. Dann sagte ich mit zusammengebrochenen Zähnen: »Fang auf«, und er ließ sie langsam herunter. Ich seufzte. »Mensch, Clark, du wirst ganz schön stark.«

»Es geht.«

So etwas klappt immer. Clark war jetzt so milde gestimmt, wie es seine Natur überhaupt zuläßt. Ich schlug Bodenakrobatik vor – wenn es ihm nichts ausmache, als Untermann zu fungieren... weil ich nicht sicher sei, ob ich ihn halten könne, bei 0,52g... einverstanden?

Es machte ihm gar nichts aus. Er hatte wieder Gelegenheit, muskulös und maskulin zu erscheinen – und ich wußte, daß er mich heben konnte; ich wog elf Kilo weniger als die Hantel, die er eben gestemmt hatte. Als er noch kleiner war, trieben wir oft Bodenakrobatik, allerdings war ich Untermann – auf diese Weise brachte man ihn wenigstens vorübergehend zum Schweigen. Jetzt, seit er so groß ist wie ich – und stärker, fürchte ich, turnen wir auch noch ab und zu, aber wir wechseln uns ab – zu Hause meine ich.

Da ich aber hier um die Hälfte mehr wog als normal, riskierte ich keine ausgefallenen Kapriolen. Als er mich in einem einfachen Handstand über seinen Kopf gestemmt hatte, brachte ich das Thema zur Sprache, das mich bewegte. »Clark, ist Mrs. Royer eine besondere Freundin von dir?«

»Die?« Er schnaubte verächtlich. »Warum?«

»Ich frage nur. Sie – hm, vielleicht sollte ich das lieber nicht wiederholen.«

»Hör mal. Pod, soll ich dich oben an der Decke stehen lassen?« erkundigte er sich.

»Trau dich!«

»Dann hör' nicht mitten im Satz auf.«

»Na gut. Aber langsam.« Er ließ mich vorsichtig hinabsinken, dann sprang ich auf den Boden. Das Schlimmste bei hoher Beschleunigung ist nicht, wieviel man fällt – und ich argwöhnte, daß Clark durchaus im Stande war, mich mit dem Kopf nach unten hängen zu lassen, wenn ich ihn ärgerte.

»Was ist mit Mrs. Royer?« fragte er.

»Ach, nichts Besonderes. Sie hält alle Marsmenschen für Pack, das ist alles.«

»So? Na, das beruht auf Gegenseitigkeit.«

»Ja. Sie findet es entwürdigend, daß die Schiffslinie uns erlaubt, erster Klasse zu reisen – und der Kapitän dürfte uns keinesfalls gestatten, mit anständigen Leuten im gleichen Speisesaal zu essen.«

»Erzähl weiter.«

»Es gibt nichts zu erzählen. Wir sind Gesindel, nichts weiter. Sträflinge. Du weißt schon.«

»Interessant. Sehr, sehr interessant.«

»Und ihre Freundin, Mrs. Gracia, ist einer Meinung mit ihr. Aber ich hätte dir das lieber nicht verraten sollen. Schließlich haben sie doch ein Recht auf ihre eigene Meinung. Nicht wahr?«

Clark antwortete nicht, was immer ein böses Zeichen ist.

Kurz danach verließ er stumm den Saal. Von plötzlicher Angst befallen, daß ich eine unaufhaltsame Lawine ins Rollen gebracht hatte, rief ich ihm nach, aber er drehte sich nicht um.

Tja, jetzt war es zu spät. Ich legte einen Gewichtgurt an, belud mich, bis ich soviel wog wie auf der Venus und begann auf der

Tretmühle zu laufen, bis mir der Schweiß herunterlief, und ich mich nach einem Bad und frischen Kleidern sehnte.

Eigentlich war es mir gleichgültig, was den beiden Schreck-schrauben zustieß; ich hoffte nur, daß Clarks Tricks dem bei ihm üblichen Niveau entsprachen, damit ihn niemand verdächtige. Denn ich hatte Clark nicht einmal die Hälfte erzählt.

Glauben Sie's mir, ich habe bis zur Ankunft in der ›Tricorn‹ nie geahnt, daß jemand andere Personen nur wegen ihrer Ahnenreihe oder ihrer Herkunft verachten kann. Gewiß, ich war Touristen von der Erde begegnet, deren Benehmen zu wünschen übrigließ – aber Papa hatte mir erklärt, daß alle Touristen überall unangenehm auffallen, einfach weil sie Fremde sind, die von den örtlichen Gebräuchen keine Ahnung haben... Und ich glaubte es, weil Papa sich nie irrt. Die gelegentlich einmal auftauchenden Professoren, die Papa zum Essen mitbrachte, waren jedenfalls immer sehr charmant, was beweist, daß sich Erdbewohner nicht immer schlecht benehmen.

Mir war aufgefallen, daß die Passagiere in der ›Tricorn‹ ein wenig hochmütig wirkten, als wir an Bord gingen, dachte mir aber nichts dabei. Schließlich rennt ein Fremder nicht einfach auf dich zu und küßt dich – nicht einmal auf dem Mars, und wir Marsmenschen legen keinen gesteigerten Wert auf Formalitäten. Wir sind immer noch eine Pioniergesellschaft. Außerdem befanden sich die meisten Passagiere schon seit der Erde im Schiff; sie hatten Cliquen gebildet und Freundschaften geschlossen. Wir waren neue Kinder in einer fremden Schule.

Aber ich begrüßte jeden freundlich, der mir im Korridor begegnete, und wenn ich keine Antwort bekam, führte ich das einfach auf Schwerhörigkeit zurück – immerhin mochten wirklich sehr viele Passagiere von Schwerhörigkeit befallen sein; ich hatte kein besonderes Interesse daran, mich mit den Passagieren anzufreunden. Ich wollte mich mit den Schiffsoffizieren, vor allem mit den Piloten, bekannt machen, um praktische Erfahrung zu meinem theoretischen Wissen zu gewinnen. Für ein Mädchen ist es nicht einfach, zur Pilotenausbildung angenommen zu

werden; sie muß ungefähr viermal so gut sein wie ein männlicher Kandidat – und da kommt es auf jede Kleinigkeit an.

Ich bekam sofort eine wunderbare Chance. Wir saßen am Tisch des Kapitäns!

Onkel Tom, natürlich. Ich bin nicht eingebildet genug, anzunehmen, daß ›Miss Podkayne Fries, Marsopolis‹ auf der Schiffspassagierliste etwas zu bedeuten hat, während Onkel Tom, wenn er auch nur mein kartenspielender, gemütlicher ältester Verwandter war, nichtsdestoweniger Senator der Republik ist. Der Generalagent der ›Triangle‹-Linie in Marsopolis weiß das natürlich und hatte wohl dafür gesorgt, daß es auch der Zahlmeister der ›Tricorn‹ erfuhr, wenn er es nicht schon wußte.

Wie dem auch sei – ich verschmähe Gaben vom Himmel nicht, gleichgültig, wie sie herabfallen. Bei der allerersten Mahlzeit begann ich Kapitän Darling zu bearbeiten. So heißt er wirklich: Barrington Babcock Darling. Ob ihn seine Frau wohl ›Baby Darling‹ nennt?

Aber an Bord eines Schiffes hat ein Kapitän natürlich keinen Namen. ›Der Alte‹, wenn er nicht in Hörweite ist. Aber kein Name – eine majestätische Gestalt unpersönlicher Autorität.

Ich möchte nur wissen, ob man mich eines Tages ›die Alte‹ nennen wird, wenn ich nicht in Hörweite bin? Irgendwie klingt das nicht so gut.

Aber bei mir ist Kapitän Darling nicht zu majestätisch oder zu unpersönlich. Ich begann damit, ihm weiszumachen, daß ich furchtbar süß sei, jünger noch als in Wirklichkeit, schrecklich beeindruckt von ihm, überwältigt... und nicht allzu helle. Es ist nicht gut, einen Mann wissen zu lassen, daß man Grips hat, nicht bei der ersten Bekanntschaft. Intelligenz bei Frauen macht die Männer argwöhnisch und unsicher. Zuerst muß man einen Mann fest auf seiner Seite haben, dann ist es ziemlich ungefährlich, ihn merken zu lassen, daß man intelligent ist. Im Unterbewußtsein mag er vielleicht sogar glauben, seine Klugheit habe abgefärbt.

Ich bemühte mich also, ihn glauben zu machen, wie schade es sei, daß ich nicht seine Tochter war. Zum Glück hat er nur Söhne. Bevor die erste Mahlzeit vorüber war, hatte ich ihm meine große Sehnsucht anvertraut, nämlich, daß ich Pilotin werden wollte, wobei ich wohlweislich alle weitergehenden Ambitionen verschwieg.

Sowohl Onkel Tom als auch Clark begriffen, was ich vorhatte. Aber Onkel Tom dachte gar nicht daran, mich bloßzustellen, und Clark sah nur gelangweilt und verächtlich in die Runde und schwieg, weil er sich nirgends einmischte, wenn nicht wenigstens zehn Prozent für ihn abfielen.

Aber mir ist gänzlich egal, was meine Verwandten von meiner Taktik halten; sie bringt Erfolge. Kapitän Darling amüsierte sich offensichtlich über meinen grandiosen und >unmöglichen< Ehrgeiz... aber er bot mir an, mir den Kontrollraum zu zeigen.

Runde eins nach Punkten für Poddy.

Ich bin jetzt das inoffizielle Maskottchen des Schiffes, mit freiem Zugang zum Kontrollraum – und in der Ingenieurabteilung habe ich beinahe die gleichen Vorrechte. Selbstverständlich hat der Kapitän nicht wirklich den Wunsch, mir stundenlang die praktische Seite der Astrogation beizubringen. Er führte mich durch den Raum und gab mir eine Kindergarten-Erklärung – der ich mit weit aufgerissenen Augen folgte –, aber sein Interesse an mir ist rein gesellschaftlicher Natur. Er möchte mich nicht direkt auf seinem Schoß halten – er ist viel zu praktisch veranlagt, viel zu diskret, um so etwas zu tun! Also lasse ich ihn nicht direkt gewähren und beschränke mich darauf, meine gesellschaftlichen Bindungen zu ihm aufrechtzuerhalten, indem ich ihm mit hingerissenem Gesichtsausdruck lausche, während er mir literweise Tee einflößt. Ich bin wirklich eine gute Zuhörerin, denn man weiß nie, ob man nicht etwas Brauchbares aufschnappt – und eine Frau gilt in der ganzen Welt bei allen Männern als >charmant<, wenn sie zuhören kann.

Aber Kapitän Darling ist nicht der einzige Astrogat im Schiff.

Er gab mir freien Zutritt zur Steuerkabine; das Restliche habe ich selbst geschafft. Der zweite Offizier, Mr. Sawonavong, findet es verblüffend, wie schnell ich Mathematik begreife.

Er glaubt nämlich, daß er mir das Differentialrechnen beigebracht hat. Nun, das stimmt auch, soweit die komplizierten Gleichungen gemeint sind, die man zur Korrektur des Vektors eines Dauerschubschiffes braucht, aber wenn ich in diesem Wahlfach im letzten Semester nicht so hart gearbeitet hätte, wüßte ich überhaupt nicht, wovon er redet. Jetzt zeigt er mir, wie man einen Ballistikrechner programmiert.

Der dritte Junioroffizier, Mr. Clancy, studiert noch für seine beschränkte Lizenz; er hat also alle Lehrbände und Nachschlagwerke, die ich brauche, und er ist genauso hilfsbereit. Mr. Clancy ist nicht dumm, und ich bemühe mich, zurückhaltend zu erscheinen.

Ich küsse ihn vielleicht – zwei Minuten, bevor ich das Schiff für immer verlasse. Nicht früher.

Sie sind alle sehr hilfsbereit und finden es entzückend, daß ich mich so ernsthaft bemühe. Aber die praktische Astrogation ist viel, viel schwerer, als ich es mir habe träumen lassen.

Ich hatte vermutet, daß ein Teil der Ablehnung, die ich zu spüren bekam, auf die Tatsache zurückzuführen sei, daß wir am Tisch des Kapitäns saßen. Gewiß, das Sprüchlein ›Willkommen auf der Tricorn!‹ in jeder Kabine erklärt rundheraus, daß in jedem Hafen die Sitzverteilung neu vorgenommen wird, und es entspricht der Gewohnheit, die Gäste am Tisch des Kapitäns immer wieder zu wechseln.

Aber ich glaube nicht, daß dieser Hinweis die Entfernung vom Kapitänistisch angenehmer macht, weil es mir sicher auch nicht passen wird, auf der Venus durch andere Leute ersetzt zu werden.

Aber das ist ja nur ein Teil...

Nur drei von den Passagieren waren wirklich freundlich zu mir: Mrs. Grew, Girdie und Mrs. Royer. Sie lernte ich als erste kennen, und ich fand sie zunächst, wenn auch ein wenig langweilig, so doch sympathisch; denn sie war sehr liebenswürdig, und ich kann viel Langeweile ertragen, wenn es um einen bestimmten Zweck geht. Ich traf sie am ersten Tag im Aufenthaltsraum. Sie fing meinen Blick auf, lud mich ein, mich zu ihr zu setzen und fragte mich aus.

Ich beantwortete die meisten ihrer Fragen. Ich erzählte ihr, daß Papa Lehrer sei und Mutter Säuglinge pflege, daß mein Bruder und ich mit meinem Onkel reisten. Ich brüstete mich nicht mit meiner Familie; Angeberei ist unhöflich, oft sogar unglaublich – es ist viel besser, die Leute angenehme Dinge selbst herausfinden zu lassen und schlicht zu hoffen, daß sie nichts Peinliches entdecken. Abgesehen davon, wäre das bei Papa und Mama gar nicht möglich.

Ich sagte ihr, daß mein Name Poddy Fries sei.

»Poddy?« sagte sie. »Ich dachte, auf der Passagierliste etwas anderes gelesen zu haben.«

»Oh. In Wirklichkeit heiße ich >Podkayne<«, erklärte ich. »Nach dem martianischen Heiligen, wissen Sie.«

Aber sie wußte nichts. »Komisch, einem Mädchen einen Männernamen zu geben«, meinte sie.

Nun ja, mein Name ist merkwürdig, selbst unter Marsmenschen. Aber nicht aus diesem Grund. »Möglich«, sagte ich. »Aber bei Martianern ist das eine Frage des Standpunkts, finden Sie nicht?«

»Sie machen Witze«, meinte sie und blinzelte erschrocken.

Ich begann zu erklären, wie ein Martianer erst kurz vor der Reife entscheidet, welches der drei Geschlechter er wählen will... und wie diese Entscheidung auch nur für eine verhältnismäßig kurze Zeit seines Lebens wirksam ist.

Aber ich gab es auf. Ich sah, daß sie mich nicht verstand. Mrs. Royer konnte sich einfach nichts anderes vorstellen als ihre eigenen Gegebenheiten. Ich schaltete also schnell um. »Der heilige Podkayne lebte vor sehr langer Zeit. Niemand weiß genau, ob der Heilige eine Frau war oder ein Mann. Das sind nur Überlieferungen.«

Selbstverständlich sind die Überlieferungen sehr genau, und viele lebende Martianer behaupten, vom heiligen Podkayne abstammen. Papa meint, wir kennen die martianische Geschichte vor Millionen von Jahren weit genauer als menschliche Geschichte vor nur zweitausend. Auf jeden Fall führen die meisten Martianer »Podkayne« in ihrer langen Namensliste – eigentlich kurzgefaßte Genealogien – weil die Tradition behauptet, jeder nach dem heiligen Podkayne Benannte könnte sich an ihn – oder »sie« oder »es« – in Zeiten der Not wenden.

Wie schon erwähnt, ist Papa ein Romantiker. Er hielt es für glückbringend, einem Baby das mitzugeben, was dem Namen des Heiligen an Gutem anhaftet. Ich bin weder romantisch noch abergläubisch, aber ich habe gerne einen Namen, den nur ich trage und sonst niemand. Ich bin gerne Podkayne. »Poddy« Fries – das ist immer noch besser, als eine aus einer Legion von Elizabeths oder Dorotheys zu sein.

Aber ich konnte sehen, daß Mrs. Royer nicht mitkam und wechselte auf ein anderes Thema über. Von ihrer Überlegenheit als »Veteranin der Raumfahrt« aus, die sie von dem einen eben überstandenen Flug von der Erde hierher gründete, erzählte sie mir allerhand über Schiffe und Raumfahrer, die zum größten Teil nicht zutrafen, aber ich ließ sie reden. Sie stellte mich einer Reihe von Leuten vor und gab eine Unmenge Klatsch über Passagiere und Schiffsoffiziere weiter. In den Pausen berichtete sie von ihren Leiden, Schmerzen und Symptomen, welche wichtige Stellung ihr Sohn einnehme, wie ungeheuer berühmt ihr verstorbener Mann gewesen sei, und daß ich nach der Ankunft auf der Erde unbedingt darauf achten müsse, die richtigen Leute kennenzulernen. »Vielleicht spielen diese Dinge auf einem

vorgeschobenen Posten wie dem Mars keine Rolle, mein liebes Kind, aber in New York muß man das richtige Entree finden.«

Ich stufte sie als schwatzhaft, dumm und wohlmeinend ein.

Aber nach kurzer Zeit entdeckte ich, daß ich sie nicht mehr loswurde. Kam ich durch den Aufenthaltsraum – was unvermeidbar wurde, wenn ich in den Kontrollraum wollte –, fing sie mich ab, und ich konnte nicht mehr weg, ohne unhöflich zu sein oder meine Zuflucht zu faustdicken Lügen zu nehmen.

Sie fing sehr bald damit an, mich für kleine Dienste einzusetzen. »Podkayne, Liebes, würden Sie mal schnell in meine Kabine laufen und meinen lila Schal holen? Mir ist ein bißchen kalt. Er liegt wohl auf dem Bett – oder im Schrank – das ist süß von Ihnen.« Oder: »Poddy, Kind, ich habe geläutet und geläutet, und die Stewardess kommt einfach nicht. Würden Sie mir mein Buch und das Strickzeug holen? Und weil Sie gerade dabei sind, könnten Sie mir eine Tasse Tee mitbringen?«

So etwas ist nicht allzu schlimm. Wahrscheinlich hatte sie Arthritis in den Knien, und ich bin schließlich jung. Aber es nahm kein Ende, und im Handumdrehen war ich nicht nur ihre Privat-Stewardess sondern auch noch ihre Pflegerin. Zuerst verlangte sie, daß ich ihr vor dem Einschlafen vorlesen sollte. »Ich habe entsetzliche Kopfschmerzen, und Ihre Stimme beruhigt mich so, Liebe.«

Ich las ihr eine Stunde lang vor und hatte ihr anschließend beinahe ebensolange Kopf und Schläfen zu massieren. Na ja, man soll schon ab und zu ein bißchen freundlich zu seinen Mitmenschen sein, um nicht aus der Übung zu kommen – und Mutter hat auch manchmal furchtbare Kopfschmerzen, wenn sie hart gearbeitet hat; eine Massage tut da oft Wunder.

Bei dieser Gelegenheit wollte sie mir ein Trinkgeld geben. Ich lehnte ab. Sie bestand darauf. »Komm, komm, Kleines, streite nicht mit deiner Tante Flossie.«

»Nein, wirklich nicht, Mrs. Royer«, sagte ich. »Wenn Sie es dem Fond für dienstunfähige Raumfahrer überweisen wollen, soll es mir recht sein. Aber ich kann es nicht annehmen.«

Sie schnaubte und versuchte mir das Geld in die Tasche zu stecken, aber ich flüchtete und ging zu Bett.

Beim Frühstück sah ich sie nicht; sie ließ sich immer ein Tablett ans Bett bringen. Am Vormittag sagte mir jedoch eine Stewardess, daß mich Mrs. Royer in ihrer Kabine zu sprechen wünsche. Ich war nicht sehr begeistert von dieser Aufforderung, weil mir Mr. Sawonavong erklärt hatte, ich könne den gesamten Prozeß einer Ballistik-Korrektur verfolgen, wenn ich vor zehn Uhr erschiene. Nahm sie mehr als fünf Minuten meiner Zeit in Anspruch, dann würde ich zu spät kommen.

Aber ich suchte sie auf. Sie war fröhlich wie immer. »Ach, da sind Sie ja, meine Liebe! Ich habe ja so lange gewartet! Diese dumme Stewardess – Poddy, Liebe, die Massage gestern hat mir gutgetan... Und heute früh ist mein Rücken wieder ganz schlimm. Sie können sich das nicht vorstellen, Liebste. Es ist entsetzlich! Seien Sie ein Engel, und massieren Sie mich nur ein paar Minuten lang – sagen wir eine halbe Stunde. Das wird mir bestimmt guttun. Die Salbe liegt drüben auf dem Frisiertisch, glaube ich... wenn Sie mir noch helfen, den Mantel auszuziehen...«

»Mrs. Royer –«

»Ja, Liebes? Die Salbe ist in der großen, rosaroten Tube. Nehmen Sie –«

»Mrs. Royer, es geht nicht. Ich bin verabredet.«

»Was, Liebe? Ach, lassen Sie die Leute doch warten. An Bord ist niemand pünktlich. Vielleicht sollten Sie sich vorher lieber die Hände wärmen –«

»Mrs. Royer, ich kann jetzt nicht. Wenn mit Ihrem Rücken etwas nicht in Ordnung ist, sollte ich mich lieber überhaupt nicht damit befassen. Ich mache es nur schlimmer. Aber ich sage dem Arzt Bescheid, wenn Sie wollen.«

Plötzlich war sie gar nicht mehr freundlich. »Sie meinen, daß *Sie* nicht wollen.«

»Wie Sie glauben. Soll ich den Arzt verständigen?«

»Ah, Sie unverschämtes – verschwinden Sie!«

Ich verschwand.

Auf dem Weg zum Mittagessen begegnete ich ihr im Korridor. Sie starrte durch mich hindurch, also sagte ich auch nichts. Sie bewegte sich so leichtfüßig wie ich. Ihr Rückenleiden schien sich gebessert zu haben. An diesem Tag sah ich sie noch zweimal, aber sie bemerkte mich einfach nicht.

Am folgenden Vormittag benützte ich eines der Lesegeräte im Aufenthaltsraum, um einen von Mr. Clancys Lehrbänden über Radarkontakt zu studieren. Das Gerät steht in einer Ecke, abgeschirmt von künstlichen Palmen. Vielleicht bemerkten sie mich nicht, vielleicht war es ihnen auch egal.

Ich hielt den Bandlauf an, um Augen und Ohren auszuruhen, und hörte Mrs. Garcia zu Mrs. Royer sagen:

»... was ich am Mars einfach nicht ertragen kann, ist die schreckliche Kommerzialisierung. Warum konnte man Primitivität und Schönheit nicht bewahren?«

Mrs. Royer: »Was haben Sie anderes erwartet? Diese gräßlichen Leute!«

Die offizielle Schiffssprache ist Ortho, aber viele Passagiere sprechen untereinander Englisch – und tun oft so, als könne kein Mensch außer ihnen diese Sprache verstehen. Die beiden bemühten sich jedenfalls nicht, leise zu sprechen. Ich lauschte.

Mrs. Garcia: »Genau das, was ich zu Mrs. Rimski gesagt habe. Das sind schließlich Verbrecher –«

Mrs. Royer: »Oder Schlimmeres. Ist Ihnen das kleine martianische Mädchen aufgefallen? Die Nichte – *angebliche* Nichte – des großen, schwarzen Wilden?«

Ich zählte langsam bis zehn und brachte mir die Strafe für Mord in Erinnerung. Es machte mir nichts aus, »Martianerin« genannt zu werden. Sie verstanden nichts davon, und außerdem ist das keine Beleidigung. Die Martianer waren zivilisiert, bevor die Menschen überhaupt das Gehen lernten. Aber »der große, schwarze Wilde«! Onkel Tom ist genauso dunkel, wie ich blond bin; sein Maoriblut und die Wüstenbräunung haben ihm die Farbe herrlichen alten Leders verliehen, und ich finde sein Aussehen hinreißend. Was das andere angeht – er ist gebildet, zivilisiert und gütig... und hochgeehrt, wohin er auch kommt.

Mrs. Garcia: »Ich habe sie gesehen. Gewöhnlich, würde ich sagen. Blenderin, ganz billig. Ein Typ, der eine gewisse Sorte von Männern anzieht.«

Mrs. Royer: »Meine Liebe, Sie haben ja keine Ahnung. Ich versuchte ihr behilflich zu sein – sie tat mir leid, und ich finde, daß man zu allen Leuten liebenswürdig sein soll, vor allem zu den Personen, die unter einem stehen.«

Mrs. Garcia: »Aber selbstverständlich, meine Liebe.«

Mrs. Royer: »Ich bemühte mich, ihr ein paar Tips über das richtige Verhalten unter gebildeten Leuten zu geben. Ich bezahlte sie sogar für Kleinigkeiten, damit sie sich unter Höherstehenden nicht unsicher fühlen sollte. Aber sie ist ein undankbares kleines Luder – sie glaubte, mehr aus mir herausholen zu können. Sie war unhöflich, so unhöflich, daß ich um meine Sicherheit fürchtete. Ich mußte sie tatsächlich aus der Kabine weisen.«

Mrs. Garcia: »Gut, daß Sie sie fallengelassen haben. Das Blut macht sich eben immer bemerkbar – gutes Blut oder schlechtes Blut –, da gibt es keine Ausnahme. Und Mischblut ist das allerschlimmste. Verbrecher... Und dann diese schamlose Rassenvermischung. Sie sehen es ja am besten bei dieser Familie. Der Junge sieht seiner Schwester nicht im geringsten ähnlich, und was den Onkel angeht – hmm –, meine Liebe, Sie haben ja vorhin so etwas angedeutet. Glauben Sie, daß sie nicht

seine Nichte, sondern, sagen wir, eine etwas engere Verwandte ist?«

Mrs. Royer: »Zutrauen muß man es ihnen.«

Mrs. Garcia: »Na, kommen Sie, Flossie. Sagen Sie mir doch, was Sie erfahren haben.«

Mrs. Royer: »Ich sage kein Wort. Aber ich habe Augen – und Sie auch.«

Mrs. Garcia: »Und das vor allen Leuten!«

Mrs. Royer: »Was ich nicht verstehen kann, ist, warum die Linie es zuläßt, daß solche Leute sich hier herumtreiben. Vielleicht muß man ihnen Fahrkarten verkaufen – in den Verträgen ist ja allerhand bestimmt worden –, aber wir sollten nicht gezwungen werden, uns mit ihnen abgeben zu müssen... vor allem bei Tisch!«

Mrs. Garcia: »Ich weiß. Ich werde zu Hause einen sehr deutlichen Brief schreiben. Es gibt doch Grenzen. Wissen Sie, eigentlich hielt ich diesen Kapitän Darling für einen Gentleman... aber als ich diese Kreaturen an seinem Tisch sah... ich traute meinen Augen nicht. Ich glaubte, in Ohnmacht zu fallen.«

Mrs. Royer: »Das verstehe ich gut. Aber der Kapitän stammt ja auch von der Venus.«

Mrs. Garcia: »Schon, aber die Venus war nie eine Strafkolonie. Dieser Junge... Er sitzt im selben Sessel, den ich hatte, dem Kapitän genau gegenüber.«

Ich nahm mir vor, beim Chefsteward einen anderen Stuhl für Clark zu erbitten. Ich wollte nicht zulassen, daß er sich ansteckte.

Danach sprangen sie von uns »Martianern« ab und nahmen Girdie auseinander, beschwerten sich über das Essen und die Bedienung und fielen sogar über einige ihrer Freundinnen her. Aber ich hörte nicht zu. Ich hielt mich still und betete um die Kraft zum Durchkälten, weil ich mich nur mit Mühe davor

zurückhalten konnte, sie mit ihren eigenen Stricknadeln zu durchbohren.

Sie gingen schließlich – um sich vor dem Essen auszuruhen – ich rannte hinaus, zog meinen Turnanzug an und hastete zum Gymnastiksaal, um mich tüchtig auszuschwitzen, statt gewalttätig zu werden.

Dort hatte ich Clark gefunden und ihm genug erzählt – oder vielleicht sogar zuviel.

7

Mr. Sawonavong erklärt mir, daß wir in Kürze einen Strahlungssturm erleben werden. Heute soll zur Vorbereitung darauf eine Übung abgehalten werden. Die Solar-Wetterstation auf Merkur meldet, daß »Eruptions«-Wetter naht. Alle Schiffe im Weltraum, alle Satelliten erhielten Sturmwarnung. Die Eruptionen sollen angeblich eine Dauer von etwa -

Wupps! Der Übungsalarm erwischte mich mitten im Satz. Wir haben unsere Übung durchgeführt, und ich glaube, daß es dem Kapitän gelungen ist, seinen Passagieren einen tüchtigen Schreck einzujagen. Ein paar ignorierten den Alarm oder versuchten es jedenfalls, aber sie wurden von Besatzungsmitgliedern in dicken Schutzanzügen abgeholt. Clark mußte auch geholt werden. Ihn fanden sie als letzten, und Kapitän Darling hielt ihm vor allen Leuten eine Standpredigt. Zum Schluß erklärte er ihm, wenn er beim nächsten Alarm nicht als erster im Schutzraum sei, werde er den Rest des Fluges in diesem Raum verbringen, vierundzwanzig Stunden am Tag, statt sich im Passagierdeck frei bewegen zu dürfen.

Clark nahm das mit der bei ihm üblichen ausdruckslosen Miene hin, aber ich glaube doch, daß ihn vor allem die Drohung, eingesperrt zu werden, gehörig beeindruckte. Die Rede machte auch auf die anderen Passagiere großen Eindruck; an Schärfe

ließ sie nichts zu wünschen übrig. Vielleicht berechnete der Kapitän vor allem die Wirkung auf die anderen.

Dann veränderte er seinen Ton zu dem eines geduldigen Lehrers und erklärte mit einfachen Worten, was uns erwartete, warum es erforderlich sei, sofort in den Schutzraum zu gehen, selbst wenn man gerade in der Badewanne saß, und warum wir vollkommen in Sicherheit seien, wenn wir das beherzigten.

Die Eruptionen erzeugen Strahlung, berichtete er, ganz gewöhnliche Strahlung, den Röntgenstrahlen verwandt – und andere Arten, fügte ich im stillen hinzu –, wie man sie zu allen Zeiten im Weltraum findet. Die Stärke erreicht jedoch die Intensität des Tausend- bis Zehntausendfachen der ›normalen‹ Raumstrahlung, und da wir uns bereits innerhalb der Erdbahn befanden, war das gefährlich. Ein ungeschützter Mensch mußte ihr im Augenblick erliegen, genauso, als schösse man ihm eine Kugel durch den Kopf.

Dann setzte er uns auseinander, warum wir nicht die tausend- oder zehntausendfache Abschirmung benötigten, um in Sicherheit zu sein. Man nennt das Kaskadenprinzip. Die Außenhülle hält etwa neunzig Prozent der Strahlung ab; dann kommt der ›Zwischendamm‹ – Frachträume und Wassertanks, die noch mehr aufhalten –, schließlich die innere Hülle, bei der es sich praktisch um den Boden des Zylinders handelt, in dem sich die Passagiere der ersten Klasse aufhalten.

Soviel Abschirmung ist für alle Normalumstände erforderlich; die Strahlungsstärke in unseren Kabinen ist niedriger als bei uns zu Hause, sehr viel niedriger als in den meisten Orten auf der Erde, vor allem in den Bergen. Ich freue mich schon auf richtige Berge! Ein bißchen Angst ist allerdings auch dabei.

Eines Tages entsteht auf der Sonne ein wirklich gefährlicher wilder Sturm, und die Strahlungsmenge erhöht sich plötzlich auf das Zehntausendfache der Norm – man würde in seinem eigenen Bett davon überrascht werden und es nicht mehr lebend verlassen.

Aber keine Angst. Der Schutzraum befindet sich im Zentrum des Schiffes, vier Schalen weiter im Inneren, von denen jede mehr als neunzig Prozent der auftretenden Partikel bremst. Und zwar so:

10000

1000 nach der ersten Innenschale, der Decke des Passagier-decks,

100 nach der zweiten inneren Schale,

10 nach der dritten,

1 nach der vierten – im Schutzraum.

Aber die Abschirmung wirkt sogar noch stärker. Der Aufenthalt im Schutzraum des Schiffes verschafft während eines starken Sonnensturms mehr Sicherheit, als man sie in Marsopolis hätte.

Das einzig Unangenehme ist nur, daß sich der Schutzraum im geometrischen Kern des Schiffes befindet, gleich beim Kontrollraum, und er ist nicht sehr viel größer. Passagiere und Mannschaft müssen sich wie Sardinen zusammenpressen lassen. Mein Platz ist einen halben Meter breit, einen halben Meter tief und nicht wesentlich länger als ich – mit den Ellenbogen streife ich andere weibliche Personen.

Man bekommt nur Nahrung aus Konserven, die dort für Notfälle gestapelt ist; die hygienischen Einrichtungen kann man nur als schrecklich bezeichnen. Den Flug zur Venus im Schutzraum zurücklegen zu müssen, würde ein großartiges Erlebnis in einen Alptraum verwandeln.

Der Kapitän sagte zum Schluß: »Wir werden von der Hermes-Station wahrscheinlich fünf oder zehn Minuten vorher gewarnt werden. Aber brauchen Sie bitte keine fünf Minuten, um hierher zu kommen. Machen Sie sich sofort auf den Weg zum Schutzraum, und zwar so schnell wie möglich, sobald Alarm gegeben wird. Falls Sie nicht angezogen sein sollten, sorgen Sie dafür, daß Kleidung griffbereit neben Ihnen liegt – und ziehen Sie sich hier an. Wenn Sie zurückbleiben, aus welchen Gründen auch immer, riskieren Sie Ihr Leben.

Die Besatzung wird beim Alarm alle Passagierräume durchsuchen, und jeder Offizier ist ermächtigt, Gewalt anzuwenden, um zögernde Passagiere zum Schutzraum zu bringen. Er wird nicht mit Ihnen diskutieren – er wird Sie niederschlagen und davonzerrren – und ich decke ihn.

Ein letztes Wort noch. Manche von Ihnen haben ihre Strahlungsmeßgeräte nicht bei sich. Die gesetzliche Vorschrift erlaubt mir, diese Unterlassung mit einer hohen Geldbuße zu bestrafen. Normalerweise übersehe ich solche Übertretungen – es geht um Ihre Gesundheit, nicht um die meinige. Aber während dieses Notfalls wird die Vorschrift durchgesetzt. Jeder von Ihnen erhält ein neues Meßgerät. Die alten erhält der Arzt, der sie abliest und die Werte notiert.«

Er nickte uns zu, und wir kehrten in unsere Kabinen zurück, verschwitzt und zerzaust – ich wenigstens. Ich wusch mir eben das Gesicht, als der Alarm wieder ertönte. Ich rannte die vier Decks hinauf.

Aber ich war nur knapp Zweite. Clark überholte mich unterwegs.

Es war wieder nur eine Übung. Diesmal hatten sich alle Passagiere binnen vier Minuten im Schutzraum eingefunden. Der Kapitän schien erfreut zu sein.

Ich habe bisher unbekleidet geschlafen, aber heute nacht und alle Nächte werde ich einen Schlafanzug tragen und einen Morgenmantel griffbereit haben, bis das vorbei ist. Kapitän Darling ist ja sehr freundlich, aber er meint wohl im Ernst, was er sagt – und als Nackedei möchte ich lieber doch nicht auftreten.

Weder Mrs. Royer noch Mrs. Garcia erschienen an diesem Abend zum Essen; obwohl sie beide bei den Alarmübungen sehr agil waren. Sie saßen nach dem Essen nicht im Aufenthaltsraum; die Kabinentüren sind geschlossen, und ich habe den Arzt aus Mrs. Garcias Kabine kommen sehen.

Ich zermartere mir das Gehirn. Clark wird ihr doch nicht einen Schabernack gespielt haben? Oder doch? Ich getraue mich nicht, ihn zu fragen, weil ich befürchte, er könnte mir die Wahrheit sagen.

Beim Arzt wage ich mich nicht zu erkundigen, weil das die Aufmerksamkeit auf die Familie Fries lenken könnte. Ich möchte aber Röntgenaugen haben, um zu sehen, was hinter den beiden Türen vorgeht.

Hoffentlich hat sich Clark nicht zuviel zugetraut. Oh, ich war ja so wütend, weil in den Bosheiten dieser beiden Schachteln genug Wahrheit steckt, um die Stiche so schmerzhaft werden zu lassen. Ich stamme von verschiedenen Rassen ab, und ich weiß, manche Leute glauben, das sei schlecht, obwohl man sich auf dem Mars nichts dabei denkt. Ich zähle ›Sträflinge‹ zu meinen Ahnen – aber ich habe mich ihrer nie geschämt. Oder nicht sehr, obwohl ich mich lieber mit den berühmten Leuten befasse. Aber ein ›Sträfling‹ ist nicht immer ein Verbrecher, zugegeben, in der Frühgeschichte des Mars gab es eine Periode, als die Kommissare die Erde beherrschten und der Mars als Strafkolonie Verwendung fand; das weiß jeder, und wir versuchten auch nicht, es zu verbergen.

Aber die überwiegende Mehrheit der Deportierten bestand aus politischen Gefangenen – ›Konterrevolutionären‹, ›Volksfeinden‹. Ist das schlimm?

Jedenfalls gab es auch die viel längere Periode, mit fünfzigmal so vielen Kolonisten, als jeder neue Marsbewohner genauso sorgfältig ausgewählt wurde, wie eine Braut ihr Hochzeitskleid aussucht – jedoch mit viel größerer wissenschaftlicher Genauigkeit. Schließlich gibt es noch die laufende Periode, seit unserer Revolution und Unabhängigkeit, in der alle Einschränkungen für Einwanderung aufgehoben wurden und wir alle mit offenen Armen aufnehmen, die gesund und von normaler Intelligenz sind.

Nein, ich schäme mich meiner Ahnen und meiner Familie nicht, welcher Hautfarbe oder Herkunft sie auch sein mögen; ich bin

stolz auf sie. Ich kann entsetzlich wütend werden, wenn ich verächtliche Redensarten über sie höre. Meine Güte, die beiden bekämen nicht einmal bei der geltenden Politik der >offenen Tür< Dauervisa! Schwachsinnige...

Aber ich hoffe doch, daß Clark keine allzu drastischen Schritte gewagt hat. Er soll nicht den Rest seines Lebens auf Titan verbringen. Ich habe ihn doch gern, den Jungen.

Sozusagen.

8

Wir haben den Strahlungsturm hinter uns. Zwanzig Bienenvölker sind mir lieber. Ich meine nicht den Sturm selber; er war nicht einmal so schlimm. Die Strahlung erreichte ungefähr das Hundertfünzigfache der Norm – für diese Gegend hier – etwa acht Zehntel einer astronomischen Einheit von der Sonne entfernt, sagen wir 120 Millionen Kilometer. Mr. Sawonavong meint, wir wären schon ungeschoren davongekommen, wenn die Passagiere erster Klasse einfach zum Deck zweiter Klasse gegangen wären – was zweifellos bequemer gewesen wäre, als alle Passagiere und die Besatzung in dieses Mausoleum im Zentrum des Schiffes zu stopfen. Die Quartiere zweiter Klasse sind eng und unbequem, und was die dritte Klasse angeht, so würde ich lieber als Frachtgut reisen. Aber alle beiden Klassen wären im Vergleich zu achtzehn Stunden im Strahlungsschutzraum der ideale Aufenthaltsort.

Zum erstenmal beneidete ich das halbe Dutzend fremder Lebewesen an Bord. Sie suchen keinen Schutz. Sie bleiben einfach, wie gewöhnlich, in ihren Spezialkabinen. Nein, man überläßt sie nicht ihrem Schicksal; diese Kabinen befinden sich sowieso beinahe im Zentrum des Schiffes, bei den Quartieren der Besatzung, und sie haben ihre eigene Abschirmung, weil man von, sagen wir, einem Martianer nicht verlangen kann, daß er die für ihn erträgliche Umwelt verläßt und sich zu uns

Menschen im Schutzraum gesellt. Das wäre genauso, als drücke man ihn in einer Badewanne unter Wasser. Wenn er einen Kopf hätte, meine ich natürlich.

Immerhin, achtzehn Stunden Unbequemlichkeit sind wohl immer noch besser, als während des ganzen Fluges in einem kleinen Raum eingesperrt zu sein. Ein Martianer kann während dieser Zeit den subtilen Unterschied zwischen Null und Nichts bedenken, und ein Lebewesen von der Venus ästiviert einfach. Aber das wäre nichts für mich. Ich brauche Unruhe öfter als Ruhe – sonst verliere ich die Nerven.

Aber Kapitän Darling konnte nicht wissen, daß der Sturm nicht lange dauern und verhältnismäßig harmlos sein würde. Er mußte das Schlimmste annehmen und Passagiere wie Besatzung schützen. Elf Minuten Aufenthalt im Schutzraum hatten durchaus ausgereicht, wie die Instrumentenablesung später ergab. Aber das heißt, hinterher klug sein. Ein Kapitän darf sich darauf nicht verlassen, wenn er sein Schiff und die ihm anvertrauten Leute retten will.

Ich beginne langsam zu begreifen, daß ein Kapitän nicht nur ruhmvolle Abenteuer erlebt, daß er nicht nur begrüßt wird und vier goldene Streifen auf der Schulter tragen darf. Kapitän Darling ist jünger als Papa, aber die Sorgenfalten in seinem Gesicht lassen ihn um Jahre älter erscheinen.

Vor dem Sturm verbrachte ich viel Zeit im Kontrollraum.

Die Hermes-Solarwetter-Station warnt uns eigentlich nicht, wenn der Sturm eintritt; was sie tut, ist, uns nicht zu warnen, daß er nicht kommt. Das klingt albern, aber es geht so vor sich:

Die Wetterbeobachter in Hermes sind in Sicherheit, weil sie sich auf der dunklen Seite des Merkur unter dem Boden befinden. Ihre Instrumente blicken in der Dämmerzone vorsichtig über den Horizont und sammeln Meßergebnisse über das Solarwetter, außerdem nehmen sie Telefotos in verschiedenen Wellenlängen auf.

Aber die Sonne braucht fünfundzwanzig Tage, um sich einmal zu drehen, so daß die Hermes-Station sie nicht die ganze Zeit beobachten kann. Schlimmer noch: Der Merkur umwandert die Sonne in deren Rotationsrichtung; zu einem Umlauf benötigt er 88 Tage. Sobald die Sonne sich wieder der Stelle zuwendet, wo der Merkur stand, hat er sich fortbewegt. Daraus ergibt sich, daß die Hermes-Station derselben Sonnenhalbkugel nur etwa alle sieben Wochen begegnet. Für die Vorhersage von Stürmen, die innerhalb von einem oder zwei Tagen entstehen, binnen weniger Minuten ihren Höhepunkt erreichen und einen Menschen in Sekunden oder Bruchteilen von Sekunden zu töten vermögen, ist das natürlich nicht ausreichend.

Das Solarwetter wird daher vom Erdmond und von den Satellitenstationen der Venus aus beobachtet, mit zusätzlichen Messungen durch Deimos. Aber die Übermittlung von Informationen an die Zentrale auf Merkur leidet unter der Beschränkung auf Lichtgeschwindigkeit. Von der Luna aus sind das etwa fünfzehn Minuten, und bis zu tausend Sekunden von Deimos... Zuviel, wenn es um Sekunden geht.

Aber die Zeit der großen Stürme ist nur ein kleiner Teil des Zyklus der Sonne als variabler Stern – ungefähr ein Jahr von je sechs. Echte Jahre, meine ich – Marsjahre. Der Sonnenzyklus beträgt elf von den Erdenjahren, auf die unsere Astronomen immer noch nicht verzichten wollen.

Das erleichtert vieles; in fünf von sechs Jahren riskiert ein Raumschiff selten, von einem Strahlungsturm erfaßt zu werden.

Aber in der stürmischen Zeit wird ein vorsichtiger Kapitän – und nur ein solcher kann sich ein hohes Alter erhoffen – die Umlaufbahn so berechnen, daß er die Zone größter Gefahr, zum Beispiel innerhalb der Erdbahn, nur in einer Zeit durchfliegt, da Merkur zwischen seinem Schiff und der Sonne steht, damit ihn die Hermes-Station jederzeit warnen kann. Genau das hatte Kapitän Darling getan; die ›Tricorn‹ war nahezu drei Wochen länger auf Deimos geblieben, als die Werbeschriften der ›Triangle‹-Linie für die Besichtigung des Mars vorsah, um seine

Annäherung an die Venus so planen zu können, daß Hermes Warnungen durchzugeben vermochte, weil wir uns mitten in der Sturmperiode befinden.

Die Schiffslinie wird von diesen teuren Verzögerungen sicher nicht begeistert sein. Vielleicht hat sie während der Sturmperiode sogar ein Defizit. Drei Wochen Verzögerung sind aber immer noch besser, als ein ganzes Schiff zu verlieren.

Sobald der Sturm kommt, bricht der gesamte Funkverkehr zusammen – die Hermes-Station kann die Schiffe im Weltraum nicht mehr warnen.

Schachmatt? Nicht ganz. Die Station kann die Entstehung eines Sturms beobachten, jene Bedingungen auf der Sonne verfolgen, die binnen kurzer Zeit zu einem Strahlungssturm führen müssen. Sie schickt also eine Sturmwarnung hinaus – und die ›Tricorn‹ und alle anderen Schiffe halten Schutzübungen ab. Dann wird gewartet. Einen Tag, zwei Tage, eine ganze Woche, und der Sturm kommt entweder nicht, oder er entsteht doch und beginnt gefährliches Zeug in großen Mengen hinauszuschießen.

Während dieser Zeit sendet die Funkstation auf der Nachtseite des Merkur eine ständige Sturmwarnung, ohne Pause, mit laufender Beschreibung der Wetterlage auf der Sonne. – Und plötzlich verstummt sie.

Vielleicht ist der Strom ausgefallen und das Notaggregat springt ein. Vielleicht handelt es sich nur um eine Schwankung, und der Sturm ist noch nicht ausgebrochen, so daß die Sendung mit beruhigenden Worten fortgesetzt werden kann.

Es mag aber auch sein, daß der erste Ausläufer des Sturmes Merkur mit Lichtgeschwindigkeit erreicht hat, ohne Warnung im letzten Augenblick, daß die Augen der Station erblinden und ihre Stimme in der gewaltigen Strahlung untergeht.

Der wachhabende Offizier im Kontrollraum kann keine Gewißheit haben, darf aber auch kein Risiko eingehen. Im selben Augenblick, da die Station verstummt, drückt er auf eine Taste, die eine Uhr mit einem einzigen Sekundenzeiger in Tätigkeit

setzt. Sobald die Uhr eine gewisse Anzahl von Sekunden abgezählt hat, und die Station immer noch schweigt, löst er den Alarm aus. Die genaue Sekundenzahl hängt von der Position des Schiffes ab, von seiner Entfernung von der Sonne und davon, wie lange der erste Sturmausläufer brauchen wird, um das Schiff zu erreichen, nachdem er bereits über die Station hergefallen war.

Und genau an diesem Punkt beginnt ein Kapitän sich sein hohes Gehalt zu verdienen und graue Haare zu bekommen, weil er entscheiden muß, auf wie viele Sekunden er die Uhr einstellt. Fegt der erste und stärkste Sturmausläufer mit Lichtgeschwindigkeit heran, dann bleibt ihm überhaupt keine Wartezeit, weil die Unterbrechung des Radiosignals von Hermes und die erste Welle das Schiff im selben Augenblick erreichen. Bei ungünstigem Winkel mag auch die Empfangslage des Schiffes unter Störungen leiden, während Hermes immer noch versucht, ihn im letzten Augenblick zu warnen. Er weiß es nicht.

Was er aber weiß, ist dies: Wenn er Alarm gibt und seine Passagiere jedesmal in den Schutzraum jagt, sobald der Empfang für wenige Sekunden unterbrochen ist, dann wird er sie so auslaugen und gleichgültig machen, daß sie im entscheidenden Augenblick nicht mehr schnell genug reagieren.

Er weiß auch, daß die Außenhülle seines Schiffes nahezu die gesamte Strahlung im Bereich des elektromagnetischen Spektrums abhält. Unter den Photonen – nichts anderes bewegt sich mit Lichtgeschwindigkeit – vermag nur die härteste Röntgenstrahlung bis ins Passagiergebiet zu dringen und selbst dann nur in geringen Mengen. Dahinter aber, mit jeder Sekunde ein bißchen weiter zurückfallend, erscheint das wirklich Gefährliche – große Partikel, kleine Partikel, mittelgroße Partikel, der gesamte Abfall einer nuklearen Explosion. Diese Strahlung bewegt sich sehr schnell, aber nicht ganz mit Lichtgeschwindigkeit. Bevor sie eintrifft, muß der Kapitän seine Leute in Sicherheit gebracht haben.

Kapitän Darling wählte eine Verzögerung von fünfundzwanzig Sekunden, nach unserer Position und den Aussichten der Wetterberichte. Ich fragte ihn, wie er darauf komme, aber er lächelte grimmig und meinte: »Ich frage den Geist meines Großvaters.«

Fünfmal während meiner Anwesenheit im Kontrollraum setzte der Wachhabende diese Uhr in Tätigkeit, und fünfmal wurde der Kontakt mit Hermes wieder hergestellt, bevor die Zeit abgelaufen war.

Beim sechstenmal tröpften die Sekunden dahin, während wir den Atem anhielten. Der Kontakt mit Hermes ließ sich nicht mehr herstellen. Der Alarm heulte mit der Gewalt der Posaunen des Jüngsten Gerichts durch das Schiff.

Das Gesicht des Kapitäns wurde hart; er tauchte durch die Luke in den Schutzraum. Ich rührte mich nicht, weil ich annahm, im Kontrollraum bleiben zu dürfen. Eigentlich ist er ein Teil des Schutzraums, weil er sich unmittelbar darüber befindet und von den gleichen Kaskadenschichten geschützt wird.

Ich wußte, daß ich hier in Sicherheit war, blieb also stehen, um meine bevorzugte Stellung auszunützen – ich wollte um keinen Preis Stunden oder gar Tage inmitten einer Horde schnatternder und hysterischer Weiber verbringen.

Ich hätte es eigentlich wissen müssen. Der Kapitän zögerte den Bruchteil einer Sekunde, bevor er hinunterstieg, dann fauchte er: »Kommen Sie mit, Miss Fries.«

Ich gehorchte. Er nennt mich sonst immer ›Poddy‹ – und seine Stimme klang scharf.

Die Passagiere der dritten Klasse stürmten bereits herein, weil sie den kürzesten Weg zurückzulegen hatten. Von Angehörigen der Mannschaft wurden sie in ihre Quartiere eingewiesen. Die Besatzung befindet sich seit der ersten Warnung durch die Hermes-Station im Alarmzustand; statt alle drei Wachen einmal eingeteilt zu werden, heißt es jetzt: vier Stunden Dienst, vier Stunden Freiwache. Ein Teil der Mannschaft hatte in den

Anzügen bleiben und auf den Passagierdecks herumstehen müssen. Sie dürfen die schwere Armierung unter keinen Umständen ablegen, bis Ablösung kommt. Diese Mannschaften sind die ›Jäger‹, die ihr Leben darauf setzen, daß sie alle Passagierräume durchsuchen, Nachzügler hinaustreiben und den Schutzraum noch rechtzeitig erreichen können, um nicht von Strahlungsschäden befallen zu werden. Sie sind Freiwillige, und die ›Jäger‹ erhalten bei einem Alarm erhebliche Prämien. Die andere Hälfte, die das Glück hat, gerade nicht Dienst zu haben, bekommt nur kleine Prämien.

Der Erste Offizier befiehlt die erste Abteilung der ›Jäger‹, der Zahlmeister die zweite – aber sie bekommen keine Prämie, obwohl derjenige von beiden, der bei Alarm gerade Dienst hat, nach Tradition und Gesetz erst als letzter die Sicherheit des Schutzraumes aufsuchen darf. Das scheint nicht fair zu sein, gilt aber nicht nur als Pflicht, sondern auch als Ehre.

Andere Mannschaftsangehörige wechseln sich im Schutzraum ab, ausgerüstet mit Namenlisten und Quartierplänen.

Natürlich war deshalb die Bedienung der Passagiere in letzter Zeit reichlich mangelhaft. Die meisten dieser Notfall-Einsätze müssen vom Steward und anderen Angestellten übernommen werden; normalerweise sind Techniker und Nachrichtenleute nicht entbehrlich. Manche Kabinen werden daher erst am späten Nachmittag aufgeräumt – wenn man sich sein Bett nicht selbst macht, wie ich es tue –, und es dauert doppelt so lange wie normal, bis man sein Essen serviert bekommt.

Die Passagiere begreifen aber die Notwendigkeit solcher vorübergehender Einschränkungen und sind dankbar, weil alles um ihrer Sicherheit willen geschieht.

Glauben Sie? Wenn Sie das glauben, kann man Ihnen aber wirklich viel erzählen. Sie verstehen vom Leben nichts, bis Sie einmal einen reichen, älteren Erdbewohner erlebt haben, dem etwas vorenthalten wird, was er für sein unabdingbares Recht hält, weil er glaubt, dafür bezahlt zu haben. Ich habe einmal einen Mann gesehen – etwa in Onkel Toms Alter –, der vor Wut

beinahe geplatzt wäre. Er wurde purpurrot im Gesicht, tatsächlich purpurrot, und er redete irr, nur weil der Bar-Steward nicht auf der Stelle erschien, um ihm ein neues Spiel Karten zu bringen.

Der Bar-Steward war zu dieser Zeit im Schutzanzug und konnte sein Gebiet nicht verlassen, der zweite Steward versuchte an drei Stellen zugleich zu sein und auch noch die Kabinen zu versorgen. Unseren guten Schiffskameraden störte das nicht; er drohte, die Reederei und alle Direktoren zu verklagen, bis sich sein Gerede in unverständlichem Gestammel verlor.

Natürlich sind nicht alle Leute so. Mrs. Grew hat trotz ihres Umfangs ihr Bett selbst gemacht, und sie wird nie ungeduldig. Einige andere, die normalerweise dazu neigen, sich bei allem bedienen zu lassen, haben sich in letzter Zeit eingerichtet, so gut es eben ging.

Manche dagegen benehmen sich wie zornige Kinder.

Im selben Augenblick, als ich dem Kapitän in den Schutzraum folgte, entdeckte ich, wie zuverlässig der Borddienst funktioniert, wenn es darauf ankommt. Ich wurde hochgerissen - wie ein Ball - und von Hand zu Hand weitergereicht. Natürlich wiege ich bei einem Zehntel Schwerkraft nicht viel - mehr herrscht an der Hauptachse nicht, aber ein merkwürdiges Gefühl ist das doch. Andere Hände schoben mich in meine Koje, gleichmütig und unpersönlich, wie eine Hausfrau ihre frische Wasche stapelt. Eine Stimme rief: »Fries, Podkayne«, und eine andere sagte: »Notiert.«

Die Plätze oben und unten und auf der anderen Seite füllten sich rasch. Die Matrosen arbeiteten mit der ruhigen Sicherheit einer automatischen Anlage. Irgendwo schrie ein Baby, dann hörte ich den Kapitän sagen: »Ist das die letzte?«

»Ja«, sagte der Zahlmeister »Wie lange?«

»Zwei Minuten und siebenunddreißig Sekunden – und Ihre Leute können sich schon ihre Prämien ausrechnen, weil das diesmal nicht nur eine Übung ist.«

»Hab' ich mir schon gedacht, Chef – ich hab' eine kleine Wette mit dem Obermaat gewonnen.« Der Zahlmeister kam an meiner Kojе vorbei. Er trug jemanden. Ich versuchte mich aufzusetzen, schlug mir den Kopf an, und meine Augen weiteten sich entsetzt.

Die Frau auf seinen Armen hatte das Bewußtsein verloren; ihr Kopf hing schlaff herab. Zuerst wußte ich gar nicht, wer das war, so rot schimmerte das Gesicht. Dann erkannte ich sie und wäre selbst beinahe ohnmächtig geworden. Mrs. Royer -

Das erste Symptom von Strahlenkrankheit ist natürlich ein Erythem. Schon bei einem Sonnenbrand, oder nach unvorsichtigen Gebrauch einer Ultraviolettlampe sieht man als erstes die Haut hell- bis feuerrot werden.

Konnte es sein, daß Mrs. Royer in so kurzer Zeit von einer derart starken Strahlung betroffen worden war, daß sich ihre Haut rot wie ›Sonnenbrand‹ zeigte? Nur, weil sie die letzte war?

Dann hatte sie nicht das Bewußtsein verloren, sie war tot.

Und wenn das der Fall war, mußten alle Passagiere, die den Schutzraum als letzte erreicht hatten, das Mehrfache einer tödlichen Dosis empfangen haben. Sie brauchten sich nach Stunden nicht krank zu fühlen; sie mochten noch tagelang leben. Aber sie waren verloren...

Wie viele? Ich hatte keinen Anhaltspunkt. Möglicherweise – wahrscheinlich, korrigierte ich mich – alle Passagiere der ersten Klasse; sie hatten den weitesten Weg und waren von Anfang an der Strahlung am stärksten ausgesetzt gewesen.

Onkel Tom und Clark...

Mir war plötzlich sterbenselend zumute; ich machte mir Vorwürfe, weil ich im Kontrollraum gewesen war. Wenn mein Bruder und Onkel Tom sterben mußten, wollte ich auch nicht am Leben bleiben.

Ich glaube nicht, daß ich einen Funken Mitgefühl für Mrs. Royer aufbrachte. Ich war entsetzt, als ich das flammendrote Gesicht sah, aber ich konnte sie nicht leiden, ich hielt sie für eine Schmarotzerin mit verachtenswerten Ansichten, und ihr Schicksal hätte mich nicht gekümmert, wenn ich ehrlich sein soll. Niemand weint um die Millionen und Milliarden Menschen, die in der Vergangenheit gestorben sind... und auch nicht um die jetzt lebenden und noch auf die Welt kommenden, deren einzig sicheres Erbteil der Tod ist, wie bei Podkayne Fries. Warum soll man also Tränen vergießen, nur weil man zufällig in der Nähe ist, wenn jemand, den man nicht leiden konnte – den man sogar verabscheute –, das Zeitliche segnet?

Außerdem hatte ich keine Zeit, etwas für Mrs. Royer zu empfinden. Ich dachte an meinen Bruder und an meinen Onkel. Ich bedauerte, daß ich nicht netter zu Onkel Tom gewesen war, statt seine Gutmütigkeit auszunützen, und zu verlangen, daß er alles liegen ließ, um mir aus meinen albernem Schwierigkeiten herauszuhelfen. Ich bedauerte die vielen Gelegenheiten, bei denen ich mich mit meinem Bruder gezankt hatte. Er war doch noch ein Kind, und ich bin eine Frau. Ich hätte ihm vieles nachsehen müssen.

Tränen liefen mir übers Gesicht, und die ersten Worte des Kapitäns überhörte ich beinahe:

»Freunde«, sagte er mit fester, ruhiger Stimme, »meine Mannschaft, und unsere Gäste an Bord. Es handelt sich um keine Übung. Wir haben es tatsächlich mit einem Strahlungsturm zu tun.

Regen Sie sich nicht auf. Wir alle sind in Sicherheit. Der Arzt hat das Strahlenmeßgerät der letzten Person abgelesen, die in den Schutzraum kam, und der Wert liegt durchaus im Sicherheitsbereich.

Ich wiederhole: Niemand ist krank, niemandem wird etwas zustoßen. Wir müssen nur ein wenig Unbequemlichkeit ertragen. Ich würde Ihnen gerne sagen, wie lange wir hier im Schutzraum bleiben müssen. Ich weiß es nicht. Vielleicht einige Stunden,

vielleicht auch mehrere Tage. Der längste Strahlungsturm, von dem wir wissen, dauerte nicht ganz eine Woche. Wir hoffen, daß die Sonne diesmal nicht so schlecht gelaunt ist. Bis wir aber von der Station Hermes erfahren, daß der Sturm vorüber ist, werden wir alle hierbleiben müssen. Sobald wir wissen, daß ein Sturm vorbei ist, dauert es gewöhnlich nicht allzu lange, das Schiff zu überprüfen und zu klären, daß Ihre bequemen Quartiere ungefährdet betreten werden können. Bis dahin bitte ich Sie um Geduld und Verständnis füreinander.«

Sobald der Kapitän zu sprechen begonnen hatte, fühlte ich mich besser. Seine Stimme hatte ein beinahe hypnotische Wirkung; sie war so beruhigend wie die Stimme einer Mutter, die ihr Kind in den Schlaf wiegt. Ich atmete auf; nur die Nachwirkungen meiner Ängste hinterließen eine gewisse Schwäche.

Aber dann begann ich nachzudenken. Würde uns Kapitän Darling erklären, alles sei in bester Ordnung, obwohl das ganz und gar nicht stimmte, nur, weil es zu spät war und sich nichts mehr ändern ließ?

Ich ließ mir alles durch den Kopf gehen, was ich jemals über Strahlenkrankheit gelernt hatte, von der einfachen Hygiene, wie man sie im Kindergarten beigebracht bekommt, bis zu einem Lehrgang von Mr. Clancy, mit dem ich mich erst diese Woche befaßt hatte.

Und ich entschied, daß der Kapitän die Wahrheit gesagt hatte.

Warum? Selbst wenn sich meine ärgsten Befürchtungen bewahrheitet hätten, selbst wenn wir so stark und unerwartet getroffen worden wären, als sei in der Nähe eine Atombombe explodiert, ließe sich immer noch etwas unternehmen. Wir würden uns in drei Gruppen aufteilen. Erstens: diejenigen, die überhaupt nicht betroffen waren. Zweifellos zählten hierzu alle Personen, die sich im Augenblick des Ereignisses im Kontrollraum oder im Schutzraum aufgehalten hatten, sowie alle Passagiere der dritten Klasse, die sich beeilt hatten. Zweitens: die Gruppe der so stark betroffenen, die mit absoluter Sicherheit binnen kurzem sterben mußten, gleichgültig, was getan werden

mochte. Die Betroffenen waren vermutlich alle im Erster-Klasse-Deck befindlichen Personen. Drittens: eine Gruppe von unbestimmter Zahl. Alle die dazu gehörten, konnten durch schnelle und drastische Behandlung gerettet werden.

Und in diesem Falle wäre die schnelle und drastische Behandlung längst eingeleitet worden.

Man würde unsere Strahlenmeßgeräte ablesen und uns aufteilen. Man würde die Gefährdeten, die sofortiger Behandlung bedurften, aussortieren. Man würde Morphiumspritzen an jene Passagiere austeilten, die sterben mußten, und die Davongekommenen zur Behandlung der Kranken einsetzen oder zusammendrängen, damit sie nicht im Wege stünden.

Das war gewiß. Aber nichts rührte sich, überhaupt nichts – ich hörte nur ein paar Kinder heulen und ein undeutliches Stimmengemurmel. Bei den meisten von uns hatte man nicht einmal die Strahlungsmesser abgelesen. Der Arzt hatte wohl nur die Nachzügler überprüft.

Demzufolge hatte uns der Kapitän die reine, herrliche Wahrheit gesagt.

Mir wurde so wohl, daß ich vergaß, mich darüber zu wundern, daß Mrs. Royer wie eine überreife Tomate ausgesehen hatte. Ich legte mich hin und badete mich in der wunderbaren Gewißheit, daß der liebe Onkel Tom nicht sterben mußte und mein kleiner Bruder am Leben bleiben würde, um mich weiterhin zu ärgern. Ich wäre beinahe eingeschlafen... ..und wurde aufgeschreckt durch die Frau zu meiner Rechten, die plötzlich zu schreien anfang: »Laßt mich hier 'raus! Laßt mich hier 'raus!«

Dann konnte ich einmal schnelles und drastisches Vorgehen beobachten.

Zwei Matrosen sprangen zu uns herauf und packten sie; eine Stewardess war unmittelbar hinter ihnen. Sie drückte der Frau etwas auf den Mund und gab ihr eine Spritze in den Arm. Dann wurde die Patientin noch so lange festgehalten, bis sie aufhörte,

sich zu wehren. Als sie still war, hob sie einer der Matrosen hoch und trug sie weg.

Kurz danach erschien eine Stewardess, die unsere Strahlenmeßgeräte einsammelte und Schlaftabletten verteilte. Die meisten Leute nahmen sie, aber ich lehnte ab – ich mag Tabletten überhaupt nicht und wollte in diesem Fall nichts versäumen. Die Stewardess drängte mich, aber ich kann furchtbar halsstarrig sein. Sie hob schließlich die Schulter und ging. Es gab noch ein paar Fälle von plötzlicher Platzangst, aber man griff schnell durch. Bald war es still im Schutzraum. Man hörte nur ein paar Stimmen, einige Schnarchlaute und das Weinen von Säuglingen. In der ersten Klasse gibt es keine Babys und überhaupt wenige Kinder. In der zweiten Klasse laufen ein paar Kinder herum, aber sie drängen sich vor allem in der dritten. Jede Familie dort scheint wenigstens einen Säugling zu haben. Das ist auch der Grund, warum sie unterwegs sind. Beinahe alle Passagiere der dritten Klasse sind Erdbewohner, die zur Venus emigrieren. Bei der Überfüllung des Erdballs kann ein Mann mit großer Familie sehr schnell den Punkt erreichen, wo die Auswanderung auf die Venus als bester Ausweg aus einer hoffnungslosen Lage erscheint. Er unterschreibt einen Arbeitsvertrag, und die Venus-Corporation bezahlt als Vorschuß auf seinen Lohn die Flugkarten.

Dagegen läßt sich nicht viel sagen. Sie wollen fort, und die Venus braucht Bewohner. Aber ich bin froh, daß die Mars-Republik die Einwanderung nicht finanziert, sonst würde man uns überfluten. Wir nehmen Einwanderer auf, aber sie müssen sich den Flug selbst bezahlen und haben beim BEG-Amt Rückflugkarten zu hinterlegen, die sie zwei Marsjahre lang nicht erstattet bekommen.

Das hat sich bewährt. Mindestens ein Drittel der Einwanderer, die auf den Mars kommen, vermag sich nicht einzugewöhnen. Sie werden krank vor Heimweh und trübsinnig und fliegen zur Erde zurück. Ich kann nicht verstehen, daß jemand den Mars nicht mag, aber wer sich nicht wohl fühlt, sollte besser heimfahren.

Ich lag da und dachte über diese Dinge nach, ein klein wenig aufgeregt, und ein klein wenig gelangweilt. Vor allem fragte ich mich, warum sich niemand um die armen Säuglinge kümmerte.

Das Licht brannte nur trüb, und als jemand zu meiner Koje kam, konnte ich zuerst nicht erkennen, wer es war. »Poddy?« hörte ich Girdies sanfte Stimme. »Bist du da?«

»Ich glaube schon. Was gibt's, Girdie?« Ich bemühte mich, leise zu sprechen.

»Weißt du, wie man ein Baby wickelt?«

»Na und ob!« Ich fragte mich plötzlich, wie es Duncan ging, und entdeckte, daß ich tagelang nicht an ihn gedacht hatte. Hatte er mich schon vergessen? Würde er Oma Poddy beim nächstenmal überhaupt erkennen?

»Dann komm mit. Es gibt allerhand zu tun.«

Das konnte man wohl sagen! Der unterste Teil des Schutzraums, vier Stockwerke unter meiner Koje, war wie ein Kuchen in vier Teile zerschnitten und enthielt sanitäre Anlagen, zwei Krankenstationen und in einer Ecke dazwischen den traurigen Ersatz für ein Kinderzimmer; nicht mehr als zwei Meter breit und zwei Meter lang. An drei Wänden waren Säuglinge in Tragbettchen übereinandergestapelt, bis hinein in das Krankenrevier der Frauen. Eine überwältigende Mehrheit dieser Säuglinge weinte.

Inmitten dieses Chaos wickelten zwei gequälte Stewardessen Säuglinge. Girdie klopfte einer davon auf die Schulter. »Verstärkung ist da. Ihr könnt euch ausruhen und etwas essen.«

Die ältere Stewardess protestierte schwach, aber die beiden waren wirklich froh, einmal Pause machen zu können. Sie zwängten sich hinaus, und Girdie und ich machten uns an die Arbeit. Ich weiß nicht, wie lange wir gearbeitet haben, weil wir keine Zeit hatten, darüber nachzudenken – es gab mehr Arbeit, als wir zu schaffen vermochten, und wir kamen nie ganz nach. Aber das war immer noch besser, als in einer Koje zu liegen und die Unterseite der nächsten Koje anzustarren. Das Schlimmste an der ganzen Sache war, daß wir einfach nicht genug Platz

hatten. Ich arbeitete mit angelegten Ellenbogen, um weder Girdie noch einen der Säuglinge zu stoßen.

Aber darüber beschwerte ich mich nicht. Der Ingenieur, der den Schutzraum in der ›Tricorn‹ konstruiert hatte, war gezwungen gewesen, möglichst viele Leute in einen möglichst kleinen Raum zu quetschen. Es gab keine andere Möglichkeit, wenn man uns allen während eines Sturms völlige Sicherheit bieten wollte. Ich bezweifle, ob er sich über das Trockenlegen von Säuglingen Sorgen gemacht hat. Er hat genug Arbeit, sie am Leben zu erhalten.

Aber einem Baby kann man das schließlich nicht erzählen.

Girdie arbeitete mit einer ruhigen Sicherheit, die mich überraschte. Ich hätte nie gedacht, daß sie in ihrem Leben schon mir Säuglingen umgegangen war. Aber sie wußte, was sie tat, und war schneller als ich.

»Wo sind denn die Mütter?« fragte ich, womit ich meinte: Warum helfen uns die ruhigen Vertreterinnen nicht, statt alles den Stewardessen und ein paar Freiwilligen zu überlassen?

Girdie begriff. »Die meisten – vielleicht sogar alle – müssen sich um ihre anderen Kinder kümmern. Sie haben alle Hände voll zu tun. Ein paar verloren die Nerven; sie liegen hinten und schlafen sich aus.« Sie wies mit dem Kopf zur Krankenstation.

Ich hielt den Mund; Girdie hatte natürlich recht. Man konnte sich in einer der kleinen Nischen, wo die Passagiere untergebracht waren, nicht richtig um ein Kleinkind kümmern, und wenn jede Mutter versucht hätte, ihr Kind jedesmal hierherzubringen, wäre ein heilloses Durcheinander entstanden. Nein dieses Fließbandsystem war notwendig.

»Die Windeln gehen zu Ende«, sagte ich.

»Im Schrank hinter dir. Hast du gesehen, was mit Mrs. Garcias Gesicht passiert ist?«

»Was?« Ich kauerte nieder und holte Windeln heraus. »Du meinst doch Mrs. Royer, nicht wahr?«

»Beide meine ich. Aber ich habe zuerst die Garcia gesehen und konnte sie mir genau angucken, während man sie beruhigte. Du hast sie nicht gesehen?«

»Nein.«

»Riskier einen Blick ins Frauenrevier, wenn du einmal Zeit hast. Ihr Gesicht ist von einem überwältigenden Chromgelb, wie ich es noch nie in einem Farbtopf, geschweige denn in einem menschlichen Gesicht gesehen habe.«

Ich sperrte Mund und Augen auf. »Du meine Güte! Ich habe Mrs. Royer gesehen – zinnoberrot statt gelb. Girdie - was kann ihnen nur zugestoßen sein?«

»Ich weiß ziemlich genau, was passiert ist«, erwiderte Girdie zögernd, »aber niemand kann sich einen Vers darauf machen, wie es dazu gekommen ist.«

»Ich verstehe nicht.«

»Die Farben verraten alles. Es sind die exakten Schattierungen von zweien der wasseraktivierbaren Farbstoffe, die man in der Fotografie verwendet. Hast du eine Ahnung von Fotografie?«

»Nicht sehr viel«, erwiderte ich. Ich war nicht bereit, etwas Derartiges einzugestehen, weil Clark ein fähiger Amateurfotograf ist. Und davon wollte ich natürlich erst recht nichts sagen!

»Na, du hast doch sicher schon jemand beim Fotografieren beobachtet. Man zieht den Film heraus und hat sein Bild - nur ist es noch nicht zu sehen. Der Film ist klar wie Glas. Man taucht ihn in Wasser und läßt ihn dort etwa dreißig Sekunden. Immer noch kein Bild. Dann legt man ihn irgendwo ins Licht, bis das Bild erscheint. Wenn die Farben kräftig genug sind, deckt man die Aufnahme zu, um sie im Dunkeln trocknen zu lassen, damit die Farben nicht zu grell werden.« Girdie unterdrückte ein Kichern. »Nach dem Resultat zu schließen, haben sie ihre Gesichter nicht rechtzeitig zugedeckt, um den Prozeß abzustoppen. Wahrscheinlich versuchten sie, das Zeug abzuwaschen, wodurch alles nur schlimmer wurde.«

»Ich verstehe aber immer noch nicht, wie es dazu kommen konnte«, sagte ich rätselnd.

»Das weiß niemand. Aber der Arzt hat eine Theorie entwickelt. Jemand muß ihre Waschlappen präpariert haben.«

»Was?«

»Jemand an Bord muß einen Vorrat an reinen Farbstoffen mit sich führen. Dieser Jemand hat zwei Waschlappen in den nicht aktivierten Farbstoffen - die in diesem Zustand farblos sind - getränkt und sie dann sorgfältig getrocknet, alles im Dunkeln natürlich. Derselbe Jemand schmuggelte dann die beiden präparierten Waschlappen in die beiden Kabinen und tauschte sie gegen Waschlappen aus, die er an den Waschbecken fand. Für jemand ohne Nerven kann das nicht besonders schwierig gewesen sein – die Bedienung in den Kabinen war die letzten Tage reichlich dürftig, seit der Strahlungssturm angekündigt wurde. Vielleicht taucht ein frischer Waschlappen in der Kabine auf – vielleicht auch nicht –, und alle Waschsachen und Handtücher im Schiff haben dasselbe Muster. Man kann ein Stück einfach nicht vom anderen unterscheiden.«

Hoffentlich nicht, sagte ich mir – und fügte laut hinzu: »Wahrscheinlich nicht.«

»Ganz bestimmt nicht. Es könnte eine der Stewardessen - oder irgendein Passagier gewesen sein. Aber das eigentliche Rätsel ist: woher stammen die Farbstoffe? Im Schiffsladen gibt es sie nicht. Nur die präparierten Filme... und der Arzt meinte, er verstehe genug von Chemie, um behaupten zu können, daß nur ein Fachmann reine Farbstoffe aus einer Filmrolle destillieren kann, und das auch nur mit Hilfe eines Speziallabors. Er glaubt auch, daß der Täter auf der Erde an Bord gekommen sein muß, weil diese Farbstoffe auf dem Mars gar nicht hergestellt werden.« Girdie sah mich an und lächelte. »Du gehörst also nicht zu den Verdächtigen, aber ich.«

»Warum du?« Und wenn ich nicht verdächtig bin, ist es mein Bruder auch nicht! »Das ist doch albern!«

»Und ob... Ich hätte mich nicht einmal ausgedacht, wenn ich die Farbstoffe besessen hätte. Andererseits könnte ich sie auf der Erde gekauft haben, und ich habe keinen Grund, die beiden Damen zu verehren.«

»Ich habe dich nie ein Wort gegen sie sagen hören –«

»Nein, aber ich weiß, daß sie ein paar tausend Worte über mich gesagt haben – und andere Leute verfügen auch über Ohren. Ich bin also schwer verdächtig, Poddy. Aber zerbrich dir nicht den Kopf darüber. Ich habe es nicht getan, und kein Mensch kann nachweisen, daß ich es gewesen bin.« Sie lachte. »Hoffentlich erwischen sie den Täter nicht!«

Ich sagte nicht einmal: »Das hoffe ich auch!«, weil ich mir sehr wohl eine Person vorstellen konnte, der es gelungen war, reinen Farbstoff aus einer Filmrolle zu destillieren. Ich ließ mir schnell alle Gegenstände durch den Kopf gehen, die ich bei der Durchsuchung von Clarks Kabine gesehen hatte.

Farbstoffe waren ganz bestimmt nicht dabei gewesen. Auch kein Filmmaterial.

Aber bei Clark beweist das gar nichts. Ich hoffe nur, daß er hinsichtlich der Fingerabdrücke genau so vorsichtig war.

Dann erschienen zwei andere Stewardessen. Wir fütterten alle Säuglinge. Girdie und ich wuschen uns und aßen ein wenig. Anschließend kehrte ich zu meiner Koje zurück und schlief sofort ein.

Ich muß drei oder vier Stunden geschlafen haben, weil mir der ganze Zirkus entging, als Mrs. Dirkson ihr Kind zur Welt brachte. Sie ist eine der Emigrantinnen und hätte es eigentlich erst auf der Venus haben sollen – aber die Aufregung wirkte wohl beschleunigend. Als sie zu stöhnen anfang, brachte man sie jedenfalls in die provisorische Krankenstation. Dr. Torland sah sie an und ließ sie sofort in den Kontrollraum hinaufschaffen, weil er nur dort Platz hatte.

Dort kam das Baby auch zur Welt, auf dem Boden des Kontrollraums, mitten zwischen Kartentank und Datenverarbeiter. Torland, Kapitän Darling und die Chefstewardess sind Taufpaten, das Baby heißt ›Radiant‹ – ein schwaches Wortspiel, aber hübsch.

Man baute für Radiant im Kontrollraum einen Inkubator, bevor man Mrs. Dirkson in die Krankenstation zurückschaffte und ihr eine Spritze zum Schlafen gab. Das Baby befand sich immer noch oben, als ich aufwachte.

Ich beschloß, etwas darauf zu wagen, daß der Kapitän milder gestimmt war, schlich mich zum Kontrollraum hinauf und steckte den Kopf zur Luke hinein.

»Darf ich bitte das Baby sehen?«

Der Kapitän machte ein verärgertes Gesicht, dann lächelte er kaum merklich und meinte: »Na schön, Poddy. Wenn es sein muß, aber nur ganz kurz.«

Ich kam herein. Radiant wiegt ungefähr ein Kilo und sieht recht mickrig aus. Dr. Torland meint aber, es ginge ihr glänzend und sie werde einmal ein hübsches, gesundes Mädchen werden – hübscher als ich. Er weiß sicher, wovon er redet, aber wenn sie jemals hübscher werden will als ich, muß sie sich noch ganz schön anstrengen. Sie hat beinahe dieselbe Farbe wie das Gesicht von Mrs. Royer und besteht fast nur aus Runzeln.

Aber das wird wohl noch vergehen, denn sie sieht aus wie eines der Bilder in einem Schulbuch mit dem Titel ›Das Wunder des Lebens‹ – und die anderen Bilder waren noch viel ärger. Es ist vielleicht ganz gut, daß man Babys vor ihrem ersten Auftritt nicht sehen kann, sonst wäre die Menschheit vielleicht schon ausgestorben.

Am besten wäre es wohl, wenn man Eier legen könnte. In dieser Beziehung sind wir eben noch rückständig.

Ich ging wieder hinunter, zu den ein wenig älteren Säuglingen, um festzustellen, ob man mich brauchte. Das war nicht der Fall, im Augenblick wenigstens nicht, weil sie gerade wieder gefüttert

worden waren und eine junge Frau, die ich gar nicht kannte, mir erklärte, sie hätten sich eben erst an die Arbeit gemacht. Ich blieb trotzdem. Bald danach machte ich mich nützlich, indem ich an die beiden Frauen, die sich abmühten, vorbeilangte und die Babys überprüfte, um diejenigen herunterzureichen, die ihrer Dienste bedurften.

Dadurch ging es ein wenig schneller. Ich hob ein kleines Ding aus seinem Korb und schaukelte es; die Stewardess sah auf und meinte: »Ich bin soweit.«

»Oh, er ist nicht naß«, sagte ich. »Oder >sie<, je nachdem. Nur einsam.«

»Dafür haben wir jetzt keine Zeit.«

»Na, na.« Das Schlimmste an der ganzen Sache war der Lärm. Die Säuglinge weckten einander, feuerten sich mit ihrem Geschrei an, bis man sein eigenes Wort nicht mehr verstand. Zweifellos waren sie alle einsam und verängstigt – mir wäre es genauso gegangen. »Die meisten brauchen ein bißchen Geschmuse mehr als alles andere.«

»Sie haben alle ihre Flasche bekommen.«

»Eine Flasche kann sie nicht in den Schlaf wiegen.«

Sie antwortete nichts und begann sich um die anderen Säuglinge zu kümmern. Aber ich glaubte mich im Recht.

Girdie tauchte wieder auf. »Kann ich behilflich sein?«

»Natürlich. Hier... nimm das mal.«

In wenigen Minuten fing ich drei Mädchen von meinem Alter ein, und als ich auf Clark stieß, der ruhelos umherwanderte, nahm ich ihn auch mit. Er war nicht gerade begeistert, wollte aber immer noch lieber mittun, als untätig herumsitzen.

Ich konnte nicht mehr Gehilfen gebrauchen, weil wir kaum zum Stehen Platz hatten. Wir schafften es, indem zwei Babyschaukler sich in die Krankenstation zwängten, während ich unten an der Leiter stand und mich dünn machte, um die Leute auf die

Toiletten und die Leiter hinauf- und hinuntersteigen zu lassen. Girdie stand hinter den beiden an der Wand und teilte Babys aus, die lautesten an mich zur Weitergabe, die feuchten zum Windelaustausch – und umgekehrt; die trockenen zurück in ihre Körbchen, bis sie zu brüllen anfangen, ebenso diejenigen, die vom Schaukeln eingeschlafen waren.

Mindestens sieben Säuglinge konnten zur gleichen Zeit behandelt werden, manchmal sogar bis zu zehn oder elf, weil man bei einem Zehntel Schwerkraft nicht müde wird, und ein Baby hier kein nennenswertes Gewicht hat. Man konnte in jedem Arm eins halten, und manchmal taten wir das auch.

Binnen zehn Minuten hatten wir das ohrenbetäubende Geplärr auf ein erträgliches Maß herabgedrückt. Ich hatte nicht erwartet, daß Clark auf seinem Posten bleiben würde, aber er tat es – wahrscheinlich, weil Girdie mit von der Partie war. Mit einem Ausdruck grimmigen Edelmut, den ich bei ihm noch nie erlebt hatte, schaukelte er Babies und sagte schließlich sogar: »Da-da-da!« als hätte er zeit seines Lebens nichts anderes getan. Außerdem schienen ihn die Kleinen zu mögen; er konnte sie am schnellsten von uns allen zur Ruhe bringen. Hypnose vielleicht?

Das Ganze dauerte mehrere Stunden. Neue Freiwillige erschienen, die erschöpften zogen sich zurück. Ich wurde einmal abgelöst und genehmigte mir einen kleinen Imbiß und eine Stunde in der Koje, bevor ich wieder zum Dienst erschien.

Ich stand auf meinem Posten, als der Kapitän uns über die Lautsprecher anredete: »Achtung! In fünf Minuten wird der Antrieb abgeschaltet und eine Reparatur an der Außenhülle durchgeführt. Während dieser Zeit beendet sich das Schiff im freien Fall. Alle Passagiere anschnallen. Alle Mannschaftsangehörigen Vorschriften für freien Fall beachten.«

Ich kümmerte mich weiterhin um die Babys; man kann da nicht einfach aufhören. In der Zwischenzeit hatte man die meisten Kleinen in ihre Körbchen zurückgetan, und meine Gehilfen wurden zu ihren Kojen zurückgejagt, um sich anzuschnallen. Die Rotation verminderte sich. Alle zwölf Sekunden

eine Umdrehung spürte man im Zentrum des Schiffes kaum, aber die Einstellung der Rotation macht sich um so deutlicher bemerkbar. Die Stewardess sagte zu mir: »Poddy, gehen Sie hinauf und schnallen Sie sich an. Schnell.«

»Machen Sie sich doch nicht lächerlich, Bergitta, wir haben zuviel zu tun«, sagte ich, schob den Säugling, den ich eben trockengelegt hatte, in sein Körbchen und zog den Reißverschluß zu.

»Sie sind Passagier. Das ist ein Befehl – bitte!«

»Wer kümmert sich um die Kleinen? Sie? Und was ist mit den vieren auf dem Boden der Krankenstation?«

Bergitta zuckte zusammen und hastete davon, um sie zu holen. Alle anderen Stewardessen waren damit beschäftigt, die Gurte zu überprüfen. Bergitta verzichtete darauf, mich mit Befehlen zu belästigen; sie hatte zuviel zu tun, um die Babys in Sicherheit zu bringen. Ich überprüfte die anderen Körbchen und stellte fest, daß die meisten nicht verschlossen waren.

Ich war immer noch nicht fertig, als die Sirene ertönte und der Kapitän den Antrieb abschaltete.

Ach du lieber Himmel! Die Sirene weckte die schlafenden Babys und erschreckte die munteren; jedes einzelne von den kleinen Dingen begann aus vollem Hals zu schreien. Ein Baby, das ich noch nicht verstaute hatte, schwebte aus seinem Korb. Ich erwischte es bei einem Bein, verlor selbst den Halt, und wir prallten sanft gegen die Körbchen an der Wand, aber das war keine Wand mehr, sondern nur noch ein Hindernis. Der freie Fall kann sehr verwirrend sein, wenn man nicht daran gewöhnt ist, wie ich.

Die Stewardess packte uns beide, schob das Baby in seinen Korb und machte den Reißverschluß zu, während ich mich irgendwo festhielt. Inzwischen schwebten zwei andere Säuglinge davon.

Diesmal machte ich es besser – ich fing einen davon ein, ohne loszulassen, während Bergitta sich um den anderen kümmerte.

Bergitta fand sich mit der Null-Schwerkraft großartig zurecht. Ich nahm mir vor, das auch recht bald zu lernen.

Ich nahm an, das Schlimmste überstanden zu haben, aber ich irrte mich. Säuglingen behagt der freie Fall nicht; sie bekommen Angst. Außerdem beeinflußt er ihre Verdauung ungünstig. Das letztere konnten wir zumeist ignorieren – aber Windeln sind nicht gegen alles gefeit, und bedauerlicherweise waren sechs oder sieben der Kleinen in der letzten Stunde gefüttert worden.

Ich weiß jetzt, warum Stewardessen ausgebildete Kinderschwestern sein müssen. Wir bewahrten in den nächsten Minuten fünf Kinder vor dem Ersticken. Das heißt, Bergitta half dem ersten, das seine Milch wieder hochbrachte, und ich kümmerte mich um das zweite, während sie sofort das dritte übernahm. Und so weiter.

Dann bemühten wir uns, mit sauberen Windeln die Luft zu reinigen. Die Milch schwebte nämlich wie Rauch umher, und man mußte sie entweder erwischen oder sich von ihr erwischen lassen.

Bis wir die kleine Zelle gesäubert hatten, waren wir von oben bis unten mit saurer Milch bekleckert, und der Kapitän kündigte Beschleunigung an, die zu meiner großen Erleichterung beinahe sofort eintrat. Die Chefstewardess erschien und war entsetzt, daß ich mich nicht angeschnallt hatte. Ich wünschte sie in höflicher Form zum Teufel und fragte sie, was Kapitän Darling von einem erstickten Baby halten würde, nur weil ich mich befehlsgemäß angeschnallt hätte? Bergitta unterstützte mich und erzählte ihr, daß ich mindestens zwei oder drei Kinder gerettet hatte.

Mrs. Peal, die Chefstewardess, änderte ihren Ton sofort, entschuldigte sich und dankte mir. Dann seufzte sie, wischte sich die Stirn und begann zu zittern. Man sah, daß sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Trotzdem überprüfte sie alle Säuglinge selbst und eilte dann hinaus. Wir wurden bald abgelöst. Bergitta und ich zwängten uns in den Waschraum für Damen und versuchten, uns zu säubern. Viel nützte das nicht, weil wir uns nicht umziehen konnten.

Das Entwarnungssignal erlöste uns aus dem Fegefeuer, und das heiße Bad war der Himmel. Das ›A‹-Deck war bereits strahlengeprft und für ungefährlich erklärt worden, während man die Reparatur an der Außenhülle ausführte. Die Reparatur selbst gab zu keinerlei Befürchtungen Anlaß, wie ich erfuhr. Manche Antennen und Rezeptoren vermögen einem Strahlungsturm nicht standzuhalten; sie brennen durch – nach einem Sturm müssen also sofort ein paar Männer in Raumanzügen hinaus und sie ersetzen. Das ist normal und unvermeidbar wie das Auswechseln von Leuchtröhren zu Hause. Aber die Männer erhielten die gleiche Prämie wie die ›Jäger‹, weil die Sonne sie mit einem winzigen Zucken zu töten vermochte.

Ich schwelgte im warmen, sauberen Wasser und dachte darüber nach, wie gräßlich diese achtzehn Stunden gewesen waren. Dann sagte ich mir, daß es gar nicht so schlimm gewesen sei.

Es ist viel besser, überanstrengt zu sein, als sich zu langweilen.

9

Ich bin jetzt siebenundzwanzig Jahre alt.

Venusjahre natürlich, aber das klingt eben viel besser. Alles ist relativ.

Es ist nicht so, daß ich hier auf der Venus bleiben möchte, selbst wenn tausend Jahre lang das perfekte Zeitalter garantiert wäre. Venusburg ist eine Art von organisiertem Nervenzusammenbruch, und die Landschaft rings um die Stadt ein Greuel. Soviel ich davon gesehen habe, und das ist wenig. Viel möchte ich gar nicht sehen. Warum man diese trübe, smogbefallene Gegend nach der Liebesgöttin benannt hat, werde ich nie verstehen. Der Planet scheint aus den Resten des Sonnensystems zusammengesetzt zu sein.

Ich glaube nicht, daß ich Venusburg überhaupt verlassen würde, wenn ich nicht unbedingt fliegende Elfen sehen wollte. Die einzige, die ich bisher gesehen habe, befindet sich in der Halle unseres Hotels, und sie ist ausgestopft.

Ich sitze einfach die Zeit ab, bis wir zur Erde starten, denn die Venus ist eine große Enttäuschung – und ich halte jetzt nur die Daumen, daß es mir mit der Erde nicht genauso ergeht. Aber dafür spricht nichts. Schon der Gedanke an einen Planeten, wo man ohne besondere Vorbereitungen ins Freie gehen kann, hat etwas bedrückend Primitives. Onkel Tom erzählte mir, daß es am Mittelmeer – ein Ozean in Frankreich – Gegenden gibt, wo die Eingeborenen im Ozean baden, ohne viel anzuziehen, geschweige denn Isoanzüge oder Masken tragen müssen.

Das wäre nichts für mich. Ich bin gar nicht eigen, ich mag die Sauna genauso gerne wie meine Mitmenschen. Aber ich hätte furchtbare Angst, in einem Meer zu baden; in etwas Größeres als eine Badewanne gedenke ich nicht zu steigen. Ich habe einmal zugesehen, als man im Vorfrühling einen Mann aus dem Großen Kanal fischte. Man mußte ihn auftauen, bevor man ihn verbrennen konnte.

Es heißt aber, daß an der Mittelmeerküste die Luft im Sommer oft die Temperatur des Blutes erreicht und das Wasser auch nicht viel kühler ist. Mag sein. Podkayne wird keine Risiken eingehen.

Trotzdem bin ich ganz begierig darauf, die Erde in ihrer unwahrscheinlichen Pracht zu sehen. Aber sie ist noch viele Wochen fern, und in der Zwischenzeit hat auch die Venus dem Neuankömmling, wie ich einer bin, einiges zu bieten.

Als Reisebegleiter kann ich meinen Onkel bestens empfehlen.

Nach der Ankunft gab es keine alberne Warterei in »Empfangsräumen«; wir durften uns sofort frei bewegen – zum großen Ärger von Mrs. Royer. Man durchsuchte weder das Gepäck, noch interessierte man sich für die zahlreichen Papiere – Paß und Untersuchungszeugnis und Identifizierungsunterlagen und

Geburtsurkunde und neunzehn andere Formulare. Statt dessen wurden wir von der Satellitenstation in der Privatjacht des Generaldirektors zum Raumflughafen geflogen und dort von ihm selbst empfangen – wir nahmen in seinem Rolls Royce Platz und fuhren zum Hilton Tannhäuser.

Wir waren eingeladen, in seiner Villa zu wohnen, aber er hatte wohl nicht eigentlich erwartet, daß wir annehmen würden, weil Onkel Tom nur die linke Braue hob und sagte: »Ich glaube nicht, daß Sie mich als bestechlich hinstellen wollen, selbst wenn Sie mich in der Tasche hätten.«

Aber der Generaldirektor schien nicht beleidigt zu sein. Er lachte, bis sein Bauch zitterte, wie beim Weihnachtsmann – dem er sehr ähnlich sieht, mit Bart und roten Wangen, obwohl seine Augen selbst beim Lachen kühl bleiben.

»Senator«, sagte er, »Sie kennen mich besser. Mein Versuch, Sie zu bestechen, wird mit größerer Raffinesse ausgeführt. Vielleicht über diese junge Dame. Miss Podkayne, haben Sie etwas für Schmuck übrig?«

Ich erklärte ihm, daß ich nicht dienen könne, weil ich ihn immer verliere. Er blinzelte kurz und sagte zu Clark: »Und du, mein Sohn?«

»Ich ziehe Bargeld vor«, erwiderte Clark.

Er blinzelte wieder und schwieg.

Er hatte auch zu seinem Fahrer nichts gesagt, als Onkel Tom sich für die Einladung in die Villa bedankte. Trotzdem fuhren wir stracks zum Hotel – und deswegen glaube ich, daß das Angebot gar nicht ernst gemeint war.

Aber ich begreife auch langsam, daß das Ganze für Onkel Tom etwas mehr als eine Vergnügungsreise ist und daß er zwar der beste Kartenspieler in ganz Marsopolis sein mag, häufig aber auch Spiele um höhere Einsätze riskiert. Ich muß gestehen, daß die näheren Begleitumstände außerhalb meines zugegebenermaßen jugendlichen Horizonts liegen – wenn man davon absieht,

daß jeder von der bevorstehenden Drei-Planeten-Konferenz weiß.

Frage: Kann Onkel Tom damit etwas zu tun haben? Als Berater oder dergleichen? Hoffentlich nicht, weil er dann unter Umständen wochenlang auf der Venus festgehalten wird. Ich bin aber nicht neugierig darauf, auf einer schäbigen Schlackenkugel meine Zeit zu vertrödeln, während mich die Wunder Terras erwarten – und Onkel Tom würde mir vielleicht doch Schwierigkeiten machen, wenn ich allein zur Erde fliegen wollte.

Aber am liebsten wäre es mir, wenn Clark dem Generaldirektor gegenüber nicht gar so offen gewesen wäre.

Immerhin, für Geld allein würde er seinen Onkel nicht verraten.

Andererseits ist Geld für Clark keine Nebensache. Ich muß nachdenken...

Allerdings finde ich es beruhigend, daß jemand, der Clark eine Bestechungssumme aushändigt, feststellen müßte, daß Clark nicht nur das Geld, sondern die ganze Hand nimmt.

Vielleicht ist auch unser Appartement im Tannhäuser als Bestechung gedacht. Bezahlen wir eigentlich dafür? Ich wage Onkel Tom nicht zu fragen, aber das eine weiß ich: das Personal nimmt keine Trinkgelder an. Keinen Cent. Ich hatte mich vorher gründlich über die diesbezüglichen Gewohnheiten auf Venus und Erde informiert, um nicht aufzufallen – und ich hatte angenommen, daß alle Leute auf der Venus jederzeit Trinkgelder annehmen, selbst die Kassierer in der Bank.

Aber nicht das Personal, von dem wir bedient werden. Ich habe zwei kleine braunhäutige Mädchen, Zwillinge, die mich unaufhörlich beschatten und sogar baden würden, wenn ich das zuließe. Sie sprechen Portugiesisch, aber nicht Ortho – und im Augenblick kann ich in dieser Sprache nur ›dankeschön‹ sagen. Es fällt mir schwer, ihnen zu erklären, daß ich mich selbst an- und ausziehen möchte. Ihre Namen kann ich auch nicht unterscheiden – sie hören beide auf ›Maria‹.

Jedenfalls nehme ich an, daß sie kein Ortho sprechen. Auch darüber muß ich nachdenken.

Die Venus ist offiziell zweisprachig, Ortho und Portugiesisch, aber ich möchte wetten, daß ich allein in der ersten Stunde mindestens zwanzig verschiedene Sprachen gehört habe. Deutsch klingt, als erwürge man die Betreffenden, Französisch hört sich an wie eine Rauferei unter Katzen, während man bei Spanisch an Sirup denken muß, der langsam aus einem Krug träufelt. Chinesisch – na ja, stellen Sie sich einen Mann vor, der Bach in Sprache umzusetzen versucht, ohne ihn zu mögen.

Zum Glück versteht beinahe jeder auch Ortho. Bis auf Maria und Maria. Wenn das stimmt.

Ich könnte sehr gut ohne den Luxus eigener Zofen auskommen, muß aber zugeben, daß unser Appartement für ein einfaches, normales Marsmädchen wie mich schon eine tolle Sache ist. Vor allem deswegen, weil ich mich die meiste Zeit dort aufhalte und sich das noch eine ganze Weile nicht ändern wird. Der Schiffsarzt, Dr. Torland, verpaßte mir auf dem Flug hierher viele von den Impfstoffen, die man auf der Venus braucht, aber ich benötigte noch eine ganze Menge davon, bevor ich die Stadt ungefährdet verlassen oder auch nur längere Zeit in der Stadt selbst herumlaufen kann. Kaum hatten wir unser Appartement erreicht, als auch schon ein Arzt erschien und auf meinem Rücken herumkratzte – drei Stunden später hatte ich ein paar Dutzend Striemen, die allesamt behandelt werden mußten.

Clark entzog sich der Prozedur bis zum nächsten Morgen, und ich bin überzeugt, daß er an irgendeiner geheimnisvollen Seuche sterben würde, hätte ihn nicht das Schicksal für den Galgen bewahren wollen. Onkel Tom lehnte es ab, sich den Tests zu unterziehen. Er hatte das Ganze schon vor mehr als zwanzig Jahren durchgemacht, und außerdem behauptet er, das allzu sterbliche Fleisch sei nichts als Einbildung.

Ich bin also die nächsten Tage auf luxuröses Dasein im Hotel beschränkt. Wenn ich hinaus will, muß ich Handschuhe und eine Maske tragen, sogar in der Stadt. Eine ganze Wand des Saales

wird jedoch auf ein gesprochenes Kommando hin sofort zu einer Stereo-Bühne, live übermittelt von einem beliebigen Theater oder Club in Venusberg – und einige ›Sendungen‹ haben meine Lebenserfahrung beträchtlich gefördert. Vor allem, wenn Onkel Tom abwesend ist. Ich beginne zu erkennen, daß der Mars im Grunde eine sehr puritanische Kultur hat. Selbstverständlich gibt es auf der Venus keine eigentlichen Gesetze, sondern nur Vorschriften der Corporation, die sich mit dem Verhalten im Privatleben nicht zu befassen scheinen. Man hatte mich aber in dem Glauben erzogen, die Marsrepublik sei eine freie Gesellschaft – und das stimmt wohl auch. Allerdings muß man zwischen ›Freiheit‹ und ›Freiheit‹ unterscheiden.

Hier gehört alles Besitzenswerte der Venus-Corporation, und sie betreibt alles Gewinnbringende, und zwar in einer Weise, die Marsbewohner von einer Ohnmacht in die andere stürzen würde. Aber die Venusleute wären wohl ebenso entsetzt, wenn sie wüßten, wie puritanisch wir denken. Jedenfalls wurde ich zum erstenmal seit einer ganzen Ewigkeit feuerrot und schaltete eine Sendung ab, bei der ich beinahe meinen eigenen Augen nicht getraut hätte.

Der Bildschirm ist aber keineswegs das einzig Erstaunliche an diesem Appartement. Die Suite ist so groß, daß man sich bei einem Rundgang am besten mit Proviant ausrüstet, und im Salon würde eine Windhose durchaus als örtliche Erscheinung gelten können. Mein eigenes Bad ist ein Palast für sich, mit so vielen Anlagen, daß ich ein abgeschlossenes Studium an einer technischen Hochschule benötige, bevor ich mir die Hände zu waschen getraue. Ich habe aber den Umgang mit allen Apparaturen gelernt und bin ganz hingerissen davon! Ich hätte mir nie träumen lassen, daß ich bisher ohne die absoluten Notwendigkeiten durchs Leben gehumpelt war.

Bislang hatte sich in dieser Hinsicht mein Ehrgeiz darauf beschränkt, ein Waschbecken nicht mit Clark teilen zu müssen, weil der Griff nach der Kölnischwasser-Flasche immer die Gefahr auftauchen ließ, es könne sich um Salpetersäure oder Schlimme-

res handeln! Clark betrachtet das Badezimmer als Hilfslabor; die Sauberkeit an sich bedeutet ihm nicht viel.

Das Erstaunlichste im ganzen Appartement ist jedoch der Flügel. Nein, nein, ich meine keine an das Lautsprechersystem angeschlossene Tastatur, sondern einen echten Flügel. Drei Beine. Holz. Enorm. Die graziöse, geschwungene Form, die zu nichts anderem paßt und sich in keiner Ecke unterbringen läßt. Ein Deckel, den man aufmachen kann und der zeigt, daß sich wirklich Saiten im Inneren befinden und eine sehr komplizierte Anlage für ihre Bedienung.

Ich glaube, daß es auf dem ganzen Mars nur vier richtige Klaviere gibt, eines, auf dem niemand spielt, im Museum, eines in der Lowell-Akademie, ohne Saiten, eines im Rosenhaus – als hätte ein Präsident jemals Zeit, Klavier zu spielen! – und eines in der Halle der Schönen Künste, auf dem manchmal durchreisende Künstler spielen, wenngleich ich das nie gehört habe. Ich glaube nicht, daß es ein fünftes gibt, sonst hätten riesige Schlagzeilen davon berichtet.

Der Flügel hier stammte von einem Mann namens Steinway, und zum Bau muß er wohl sein ganzes Leben gebraucht haben. Ich spielte zweifingrig, bis mich Onkel Tom ersuchte, endlich aufzuhören. Dann klappte ich den Deckel zu, weil ich Clark dabei überrascht hatte, wie er hineinstarrte. Ich erklärte ihm, zwar freundlich, aber bestimmt, daß ich ihm im Schlaf sämtliche Finger brechen würde, wenn er es wagen sollte, auch nur einmal hinzutippen. Er hörte mir nicht zu, weiß aber genau, daß ich es ernst meine. Der Flügel ist den Musen geweiht und soll von unserem jungen Archimedes nicht auseinandergenommen werden.

Was die Elektronikfachleute sagen, ist mir völlig gleichgültig. Zwischen einem ›Klavier‹ und einem richtigen Klavier besteht ein Riesenunterschied. Es spielt gar keine Rolle, ob ihre albernen Oszilloskope ›beweisen‹, daß der Ton gleichwertig sei. Das ist derselbe Unterschied, wie warm angezogen zu sein – oder auf

den Schoß seines Pappis zu kriechen, um richtig warm zu werden.

Ich stand nicht die ganze Zeit unter Hausarrest; ich war in den Spielsalons, mit Girdie und Dexter Cunha, dem Sohn des Generaldirektors, Kurt Cunha. Girdie verläßt uns hier, sie wird auf der Venus bleiben, und das macht mich traurig.

Ich habe sie nach dem Grund gefragt.

Wir saßen allein in unserem palastartigen Salon. Girdie bewohnt im selben Hotel ein Zimmer, das nicht sehr viel größer ist als ihre Kabine in der ›Tricorn‹, und ich bin wohl snobistisch genug, ihr die Pracht vorzuführen. Aber meine Entschuldigung war, daß ich sie zum Anziehen brauchte. Einlagen in den Schuhen und enge Dinger hier und dort, damit ich nicht wie eine Amöbe auseinanderquelle – ich will lieber nicht sagen, wie Clark das nennt; Clark ist grob, ungebildet und barbarisch.

Ich hasse sie. Aber bei 84 Prozent eines g brauche ich sie trotz der gymnastischen Übungen im Schiff. Das allein wäre schon Grund genug, nicht auf Venus oder Erde zu leben, selbst wenn die beiden Planeten wirklich so schön wären wie der Mars.

Girdie half mir – sie hatte mir die Sachen sogar selbst gekauft – aber sie zwang mich dazu, mein Make-up zu wechseln, das ich eben erst der neuesten Ausgabe von ›Aphrodite‹ entnommen hatte. Sie sah mich an und sagte: »Wasch dir das Gesicht, Poddy, dann fangen wir von vorne an.«

Ich zog einen Schmolle Mund und erwiderte: »Denk gar nicht dran!« Was ich nämlich gleich bemerkt hatte, war die Tatsache, daß jede Frau auf der Venus sich mit Farbe bemalte, wie Indianer auf dem Kriegspfad – sogar Maria und Maria tragen dreimal soviel Make-up wie Mutter bei einem großen Empfang – und Mutter verzichtet ganz auf Schminke, wenn sie arbeitet.

»Na, Poddy! Sei schön brav!«

»Bin ich doch. Es ist nur höflich, das zu tun, was auch die Einheimischen tun. Das habe ich schon als Kind gelernt. Und sieh

dich nur einmal selber im Spiegel an.« Girdie trug ein hochmodernes Make-up a la Venusberg.

»Ich weiß, wie ich aussehe. Aber ich bin fast doppelt so alt wie du, und niemand betrachtet mich als jung und unschuldig. Man muß immer sein, was man ist, Poddy. Nie etwas vorspiegeln. Sieh dir Mrs. Grew an. Sie ist eine großartige, dicke, alte Frau. Sie macht keine Mätzchen, drum fühlt man sich in ihrer Nähe wohl.«

»Ich soll also aussehen wie eine alberne Touristin!«

»Ich möchte, daß du aussiehst wie Poddy. Komm schon, Liebes, wir finden den idealen Mittelweg. Ich gebe zu, daß selbst die Mädchen in deinem Alter hier mehr Make-up tragen als Erwachsene auf dem Mars – also schließen wir einen Kompromiß. Statt dich wie ein Freudenmädchen aus Venusberg zu bemalen, machen wir dich zu einer jungen Dame von erstklassiger Herkunft, weitgereist und an alle Sitten gewöhnt, die ihrer selbst so sicher ist, daß sie weiß, was ihr am besten steht – völlig unbeeinflußt von örtlichen Moden.«

Girdie ist eine Künstlerin, das kann ich nicht leugnen. Sie fing ganz von vorne an und bearbeitete mich eine volle Stunde – als sie fertig war, sah man mir gar nicht an, daß ich Make-up trug.

Was man sah, war folgendes: Ich war mindestens zwei Jahre älter – echte Jahre, Marsjahre, oder ungefähr sechs Venusjahre. Mein Gesicht war schmaler, meine Nase aristokratisch, und ich sah auf wunderbare und tolerante Weise weltklug aus. Meine Augen wirkten riesengroß.

»Zufrieden?« fragte sie.

»Ich bin ja schön!«

»Allerdings. Weil du immer noch Poddy bist. Ich habe nur ein Bild von Poddy gegeben, wie sie einmal wirklich aussehen wird. Bald sogar.«

Meine Augen füllten sich mit Tränen, und wir mußten sie schnell trocknen und den Schaden des Make-up reparieren.

»So«, sagte sie fröhlich, »jetzt brauchen wir nur noch einen Knüppel. Und deine Maske.«

»Wozu denn einen Knüppel? Ich trage keine Maske, nicht vor diesem Gesicht.«

»Mit dem Knüppel müssen wir die reichen Aktionäre abwehren, die sich dir zu Füßen werfen wollen. Und die Maske trägst du, sonst gehen wir überhaupt nicht.«

Wir einigten uns. Ich trug die Maske, bis wir ankamen, und Girdie versprach mir, jegliche Beschädigung des Make-up zu reparieren. Sie versprach auch, mich solange zu unterrichten, bis ich dieses herrliche, lügnerische Gesicht selbst ›herzustellen‹ vermochte. Die Kasinos sind ungefährlich, so heißt es jedenfalls – die Luft wird nicht gefiltert und gereinigt, sondern frisch erzeugt, bis jede Spur von Viren, Sporen und dergleichen verschwunden ist. Dies deswegen, weil viele Touristen sich nicht allen auf der Venus eigentlich nötigen Impfungen unterziehen wollen. Die Corporation denkt aber gar nicht daran, einen Touristen unangezapft entkommen zu lassen. Die Hotels sind also ungefährlich, die Kasinos ebenfalls, und ein Tourist kann sich bei der Corporation gegen eine bescheidene Prämie eine Versicherungspolice kaufen. Er stellt nämlich bald fest, daß er sie jederzeit gegen Spielmarken umwechseln darf, wenn ihn die Lust dazu anwandelt. Wie ich höre, braucht die Corporation auf derartige Policen selten auszusahlen.

Venusburg beleidigt das Auge und Ohr sogar im Innern eines Taxis. Ich bin für freien Wettbewerb; alle Marsbewohner sind das, es handelt sich da um einen Glaubensartikel, und er ist der Hauptgrund, warum wir uns mit der Erde nicht zusammenschließen wollen – die uns im übrigen dann überstimmen könnte. Aber freier Wettbewerb ist keine Entschuldigung dafür, daß man einem harmlosen Menschen die Ohren volltrompetet und ihn blendet, sobald er nur einen Fuß aus seinem Haus setzt. Die Läden schließen nie – in Venusburg macht meines Wissens nie ein Unternehmen zu –, und Reklame in allen Farben (Stereo,

versteht sich) klettert mit ins Taxi, setzt sich auf deinen Schoß und brüllt dir ins Ohr.

Fragen Sie mich nicht, wie diese furchtbare Illusion erzeugt wird. Der Ingenieur, dem das einfiel, flog wohl auf seinem eigenen Besen davon. Ein roter Teufel von ungefähr einem Meter Größe erschien jedenfalls zwischen uns und der Trennwand zum Fahrer – von einem Bildschirm war nichts zu sehen –, wedelte mit einer dreizinkigen Gabel herum und begann zu kreischen. »Gewöhnen auch Sie sich an Hi-Ho!« heulte er. »Jeder trinkt Hi-Ho! Beruhigend, einmalig, herrlich! Betrinken auch Sie sich mit Hi-Ho!« – Ich drückte mich angstvoll in die Polster.

Girdie nahm den Hörer und verständigte sich mit dem Fahrer. »Bitte schalten Sie das ab.«

Der Teufel wurde zu einem rosaroten Geist, und seine Stimme erstarb zu einem Flüstern, während der Fahrer erwiderte: »Geht nicht. Die Konzession ist verpachtet.« Teufel und Lärm wurden wieder lebendig.

Und ich lernte etwas über Trinkgelder. Girdie nahm Geld aus der Börse und zeigte einen Schein. Nichts rührte sich, bis sie einen zweiten Schein hinzufügte. Lärm und Bild erstarben sofort. Sie reichte das Geld durch einen Schlitz an den Fahrer, und wir wurden nicht mehr belästigt. Der durchsichtige Teufel blieb, und seine Stimme flüsterte weiter, bis er durch eine andere Reklamefigur ersetzt wurde – aber wir konnten uns unterhalten. Die riesigen Reklamen draußen in der Straße waren greller und lauter; ich begriff einfach nicht, wie der Fahrer bei diesem Spektakel überhaupt steuern konnte, zumal alle Straßen überfüllt waren und er das Taxi mit Todesverachtung dahinbrausen ließ.

Bis wir auf dem Dach des Dom Pedro-Kasinos zum Stehen kamen, war ich mit den Nerven völlig fertig.

Ich erfuhr später, warum die Leute dort so irrsinnig fahren. Der Taxifahrer ist Angestellter der Corporation wie fast alle anderen Bewohner auch – aber nicht gegen festen Lohn, sondern nach

Leistung. Jeden Tag muß er eine gewisse Summe an Fahrgeldern einbringen – die in voller Höhe der Firma gehören. Alles, was über die festgelegte Zahl von bezahlten Kilometern hinausgeht, teilt er sich mit der Corporation. Er fährt also wie ein Verrückter, um möglichst schnell sein Pensum zu erledigen und dann in seine eigene Tasche zu arbeiten – er fährt weiterhin schnell, weil er ja viel verdienen möchte.

Onkel Tom meint, die meisten Leute auf der Erde trieben es genauso, nur das ganze Jahr hindurch, und das Ganze nenne man Einkommensteuer.

Das Dom Pedro-Kasino ist herrlich, imposant, exotisch. Über dem Eingang steht: »Jegliche Zerstreuung im bekannten Universum«, und nach allem, was ich so höre, scheint das zu stimmen. Girdie und ich besuchten allerdings nur die Spielsäle.

Soviel Geld habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen! – Ein Schild vor dem Spielsektor verkündete:

»Guten Abend, Leichtgläubige!
Hier wird ehrlich gespielt,
das Haus verdient,
gewinnen können *Sie* nicht!
Also herein mit Ihnen und viel Vergnügen!
(Sie werden schon sehen!)
Schecks werden angenommen.
Alle Kreditkarten sind gültig.
Frühstück und Heimfahrt zu Ihrem Hotel kostenlos,
wenn Sie pleite sind.
Ihr Gastgeber

Dom Pedro«

»Gibt es denn wirklich einen Dom Pedro?« fragte ich Girdie. Sie hob die Schultern. »Er ist Angestellter, und sein richtiger Name lautet anders. Aber er sieht aus wie ein Kaiser. Ich zeige ihn dir. Du kannst ihn kennenlernen, wenn du willst, und er wird dir die Hand küssen. Wenn dir so etwas gefällt. Komm.«

Sie ging zu den Roulette-Tischen, während ich alles auf einmal zu sehen versuchte. Es war wie im Innern eines Kaleidoskops.

Elegant gekleidete Leute – in erster Linie Angestellte –, Menschen in allen möglichen Aufzügen, von Abendkleidung bis zu kurzen Hosen – alles Touristen – grelle Lichter, Stakkato-Musik, Klirren, Schlurfen, Klappern, Klingen, schwere Portieren, bewaffnete Wächter in Operettenuniformen, Tablettis mit gefüllten Gläsern und Speisen, nervöse Erregung und Geld überall.

Ich blieb plötzlich stehen, auch Girdie. Mein Bruder Clark. Er saß an einem halbmondförmigen Tisch, an dem eine schöne Frau Karten austeilte. Vor ihm waren Jetons und eine Riesenmenge Geld gestapelt.

Ich hätte mich nicht zu wundern brauchen. Wenn Sie glauben, daß man einen sechsjährigen – oder nach Ihrer Zeitrechnung – achtzehnjährigen Jungen in Venusburg nicht an den Spieltisch läßt, dann sind Sie noch nie auf dem Planeten gewesen. Hier gibt es nur zwei Regeln: Man muß am Leben sein, und man muß Geld haben. Man braucht weder Portugiesisch noch Ortho zu können, überhaupt keine bekannte Sprache. Solange man nicken, blinzeln, knurren oder einen Fühler ausstrecken kann, nimmt man den Einsatz an. Und das letzte Hemd.

Nein, ich hätte wirklich nicht zu staunen brauchen. Clark marschiert immer in Richtung Geld. Jetzt wußte ich auch, warum er sich am ersten Abend verdrückt hatte, und wo er seither die meiste Zeit gewesen war.

Ich ging hin und klopfte ihm auf die Schulter. Er drehte sich nicht sofort um, aber wie ein Geist tauchte ein Mann auf und packte mich beim Arm. Clark sagte zu meinem Gegenüber: »Teilen Sie aus«, und sah mich an. »Na, Pod. Schon gut, Joe, das ist meine Schwester.«

»Bestimmt?« fragte der Mann zweifelnd, ohne meinen Arm loszulassen.

»Sicher. Sie ist harmlos. Pod, das ist Josie Mendoza, Privatpolizist bei der Corporation. Man hat ihn mir heute abend ausborgt. Guten Abend, Girdie!« Clarks Stimme klang plötzlich begeistert. Aber trotzdem vergaß er nicht, zu sagen: »Joe, setz dich an meinen Platz und paß auf. Girdie, das ist ja großartig! Spielst du mit? Du kannst meinen Platz haben.«

Das mußte doch Liebe sein – oder hohes Fieber.

Sie erklärte ihm, daß sie Roulette zu spielen wünsche. »Soll ich euch helfen?« fragte er eifrig. »Da bin ich auch recht gut.«

Sie machte ihm mit milder Stimme klar, daß sie keine Hilfe brauchen könne, weil sie ein System besitze, und versprach ihm, sich später wieder mit ihm zu treffen. Girdie ist unglaublich geduldig mit Clark. Ich hätte...

Übrigens hat sie genauso viel Geduld mit mir, wenn man es sich richtig überlegt.

Von einem System bemerkte ich bei Girdie nicht viel. Wir fanden zwei Plätze nebeneinander, und sie wollte mir ein paar Spielmarken geben. Ich hatte keine Lust zu spielen und sagte ihr das auch, worauf sie mir erklärte, daß ich aufstehen müsse, wenn ich nicht mitmachen wollte. Angesichts der Tortur, die 84% eines g für meine armen Füße darstellen, kaufte ich mir selbst ein paar Jetons und tat dasselbe wie sie, nämlich Mindesteinsätze auf die Farben zu wagen oder auf gerade oder ungerade Ziffern. Auf diese Weise kann man weder gewinnen noch verlieren – allerdings fällt die Kugel ab und zu ins Zero, und man verliert sein Jeton.

Der Croupier sah, was wir trieben, aber wir spielten ja innerhalb der Regeln, und er hatte nichts einzuwenden. Ich entdeckte sofort, daß die herumgereichten Tablettts mit Getränken und Speisen nichts kosteten – für die Spieler. Girdie nahm sich ein Glas Wein. Ich trinke nicht einmal zum Geburtstag Alkohol und dachte gar nicht daran, Hi-Ho zu versuchen, nach diesem infernalischem Lärm! Aber ich aß ein paar Sandwiches und

bekam ein Glas Milch – das mußte man allerdings erst holen. Ich gab ebensoviel Trinkgeld wie Girdie.

Wir waren ungefähr eine Stunde dort, und ich hatte drei oder vier Jetous gewonnen, als ich mich aufrichtete und dem Mann, der hinter mir stand, das Glas aus der Hand schlug. Der Inhalt ergoß sich teils über ihn, teils über mich.

»Ach du meine Güte!« sagte ich, sprang von meinem Hocker und versuchte, die Flecken an seinem Anzug mit meinem Taschentuch abzuwischen. »Das tut mir aber wirklich leid!«

Er verbeugte sich. »Halb so schlimm. War nur Soda-Wasser. Aber ich fürchte, daß meine Tolpatschigkeit Ihr Kleid ruiniert hat.«

Girdie sagte leise: »Vorsicht!«, aber ich erwiderte: »Das Kleid? Nein, nein. Wenn es nur Wasser war, ist in zehn Minuten nichts mehr zu sehen. Das ist Reisekleidung.«

»Sie sind zu Besuch in unserer Stadt? Darf ich mich vorstellen?«

Er zog eine Karte aus der Tasche. Girdie machte ein grimmiges Gesicht, aber mir gefiel er recht gut. Er war nicht einmal so sehr viel älter als ich – ich schätzte ihn auf zwölf Marsjahre oder sechsunddreißig seiner eigenen –, dabei stellte sich heraus, daß er erst zweiunddreißig war. Er trug einen sehr modernen, eleganten Abendanzug, mit Cape und Stock... und einen entzückenden kleinen Schnurrbart.

Auf der Karte stand:

›Dexter Kurt Cunha, Aktionär‹.

Ich las den Namen, las ihn noch einmal und sagte dann: »Dexter *Kurt* Cunha – sind Sie etwa verwandt –«

»Mein Vater.«

»Oh, ich kenne Ihren Vater –«, und ich streckte ihm die Hand entgegen.

Ist Ihnen schon einmal die Hand geküßt worden? Man bekommt eine Gänsehaut, die den Arm hinauf-, die Schultern und den anderen Arm wieder herunterläuft – auf dem Mars kennt natürlich niemand so etwas. Das ist ein Nachteil, den ich abstellen werde, und wenn ich Clark dazu abrichten muß.

Bis wir unsere Namen genannt hatten, drängte uns Dexter, mit ihm im Dachgarten zu Abend zu essen und ein bißchen zu tanzen. Aber Girdie machte Schwierigkeiten.

»Mr. Cunha«, sagte sie, »das ist eine sehr schöne Visitenkarte.

Ich bin verantwortlich für Podkayne, ihrem Onkel gegenüber – und ich hätte gerne Ihren Ausweis gesehen.«

Für den Bruchteil einer Sekunde erstarrte er zu Eis. Dann lächelte er freundlich und sagte: »Ich weiß noch etwas Besseres«, und hob die Hand.

Der imposanteste aller älteren Herren, die ich je gesehen hatte, eilte heran. Er trug unzählige Orden. Seine Haltung war königlich, und seine Kleidung wirkte überwältigend.

»Ja?«

»Dom Pedro, würden Sie mich diesen Damen vorstellen?«

»Mit Vergnügen, Sir.« Dexter war also wirklich Dexter, und meine Hand wurde wieder geküßt. Dom Pedro machte das mit großem Geschick, aber es hatte nicht ganz dieselbe Wirkung – er strengt sich wohl nicht so an wie Dexter.

Girdie bestand darauf, Clark mitzunehmen – und Clark wäre beinahe toll geworden, denn er hatte gerade wieder eine Glückssträhne. Aber die Liebe siegte, und Girdie schritt an Clarks Arm nach oben, während Josie mit den Moneten folgte. Ich muß schon sagen, daß ich meinen Bruder in mancher Hinsicht bewundere. Bares Geld zum Schutz seines Gewinns auszugeben, mußte ihn härter treffen, als das Spiel aufzugeben, solange er am Gewinnen war.

Der Dachgarten heißt »Brasilia-Room«, und er ist noch großartiger als das Casino selbst, mit einem Glasdach, das zahllose

Sterne zeigt, die Milchstraße und das Kreuz des Südens, die kein Mensch von der Venus aus jemals gesehen hat. Hinter einer Absperrung warteten zahlreiche Touristen – aber für uns galt das nicht. Es hieß: »Hier herüber, bitte sehr«, und man führte uns zu einem erhöhten Tisch an der Tanzfläche, dem Orchester gegenüber.

Wir tanzten und aßen Sachen, von denen ich noch nie etwas gehört hatte, und ich ließ mir ein Glas Sekt eingießen, trank ihn aber nicht, weil mir immer die Kohlensäure in die Nase steigt – am liebsten hätte ich ein Glas Milch gehabt oder wenigstens ein Glas Wasser, weil die Speisen recht scharf gewürzt gewesen waren, aber ich sagte nichts.

Dexter beugte sich zu mir herüber und meinte: »Poddy, meine Spione berichten mir, daß Sie Milch mögen.«

»Allerdings!«

»Ich auch. Aber ich wage keine Milch zu bestellen, wenn sich niemand anschließt.« Er hob den Finger, und augenblicklich wurden zwei Glas Milch gebracht.

Mir fiel jedoch auf, daß er sein Glas kaum anrührte.

Erst später begriff ich, daß man mich zum besten gehalten hatte. Eine Sängerin, die zum Programm gehörte, groß, gutaussehend, im Kostüm einer Zigeunerin, ging von Tisch zu Tisch und sang aktuelle Verse zu einer gängigen Melodie.

Sie blieb vor uns stehen, sah mich an, lächelte, strich ein paarmal über die Saiten der Gitarre und sang:

›Poddy Fries kam in die Stadt,
die hübsche, süße Poddy:
Silberschuh und himmelblaues Kleid,
die schöne Podkayne.
Von den Sternen kam sie her,
füllt die Gläser schnell!
Glück für Dexter, für uns alle,
laßt sie klingen hell!‹

Alle klatschten, Clark trommelte auf den Tisch, die Sängerin machte einen Knicks vor mir, und ich begann zu weinen, bedeckte das Gesicht mit den Händen, erinnerte mich aber, daß ich wegen des Make-up nicht weinen durfte, betupfte meine Augen mit der Serviette und hoffte, nichts beschädigt zu haben, und mit einem Male erschienen auf allen Tischen silberne Eimer mit Champagnerflaschen, und alle Anwesenden tranken stehend auf mein Wohl, nachdem Dexter sich erhoben hatte.

Ich war sprachlos und brachte gerade noch fertig, sitzen zu bleiben und ein Lächeln herbeizuzwingen, als er mich ansah...

... und er zerschmetterte sein Glas, wie in den Filmen, und alle taten es ihm nach, eine ganze Weile hörte man im Raum nichts als Klirren, und ich konnte kaum noch richtig denken.

Nachdem ich mich wieder erholt hatte und aufstehen konnte, ohne zu zittern, tanzte ich wieder mit Dexter. Er ist ein Traumtänzer – man spürt seine Führung kaum. Während eines langsamen Walzers sagte ich: »Dexter? Sie haben das Sodawasser absichtlich verschüttet.«

»Ja. Woher wissen Sie das?«

»Weil das Kleid wirklich himmelblau ist – oder von der Farbe, die man auf der Erde ›himmelblau‹ nennt –, obwohl ich noch nie einen Himmel von dieser Farbe gesehen habe. Und meine Schuhe sind silbern. Ein Zufall kann das also nicht gewesen sein.«

Er grinste, ohne sich zu schämen. »Nur ein bißchen. Ich bin zuerst in Ihrem Hotel gewesen – und ich brauchte beinahe eine

halbe Stunde, um herauszubringen, wer Sie wohin ausgeführt hatte. Ich war wütend, weil Papa sich sehr geärgert hätte. Aber ich habe Sie gefunden.«

Ich dachte darüber nach und war nicht zufrieden. »Dann haben Sie das also getan, weil Ihr Vater es von Ihnen verlangt hat. Sie sollten mich ausführen, weil ich Onkel Toms Nichte bin.«

»Nein, Poddy.«

»Was? Seien Sie doch ehrlich!«

»Nein, Poddy. Papa würde mir nie befehlen, eine Dame auszuführen – außer zu Hause, wenn ich jemanden zu Tisch führen muß. Er zeigte mir Ihr Bild und fragte mich, ob ich Lust hätte. Und ich hatte. Aber es war kein sehr gutes Bild von Ihnen, es wurde Ihnen nicht gerecht – jemand vom Hotelpersonal hat es aufgenommen, ohne Ihr Wissen.«

Maria und Maria mußte ich also loswerden, man will doch schließlich auch sein Privatleben haben.

»... und als ich Sie fand, erkannte ich Sie beinahe nicht«, fuhr er fort, »so überstrahlen Sie Ihr Bild. Ich hätte mich beinahe nicht vorzustellen gewagt. Dann kam mir die großartige Idee, das Ganze als Zufall hinzustellen. Ich stand eine Ewigkeit mit dem Glas hinter Ihnen – und als Sie sich endlich bewegten, taten Sie es so sanft, daß ich das Sodawasser verschütten mußte, um wirklich einen Grund zu haben, mich bei Ihnen zu entschuldigen.« Er setzte ein entwaffnendes Lächeln auf.

»Aha«, sagte ich. »Hören Sie, Dexter, das Foto war doch sicher sehr gut. Auf dieses Gesicht habe ich eigentlich gar kein Anrecht.« Ich erzählte ihm, was Girdie getan hatte.

Er hob die Schultern. »Dann waschen Sie es einmal für mich und zeigen mir die echte Poddy. Ich werde Sie bestimmt erkennen. Im übrigen war der Zusammenstoß nur zur Hälfte gefälscht. Wir sind quitt.«

»Wie meinen Sie das?«

»Man hat mich nach meinem Großvater mütterlicherseits ›Dexter‹ genannt, bevor man herausfand, daß ich Linkshänder bin. Dann versuchte man, mich zum Rechtshänder zu machen. Daraus wurde aber nichts. Ich bin der tolpatschigste Mensch auf allen drei Planeten geworden.

Ich stoße immer etwas um. Das Problem bestand nicht darin, einen Unfall zu arrangieren, sondern den geeigneten Augenblick nicht zu versäumen.« Er grinste wieder. »Ich war begeistert. Aber die Umstellung von der Linkshändigkeit hat mich auch noch zu etwas anderem gemacht, nämlich zu einem Rebellen – und ich halte Sie auch für einen.«

»Äh... vielleicht.«

»Ich soll eines Tages in die Fußstapfen meines Großvaters und Vaters treten. Aber da mache ich nicht mit. Ich will in den Weltraum!«

»Oh! Ich auch!« Wir hörten auf zu tanzen und unterhielten uns aufgeregt über Raumfahrt. Dexter möchte Kapitän eines Expeditionsschiffes werden, genau wie ich – nur deckte ich meine Pläne nicht ganz so weit auf. Beim Umgang mit Männern darf man nie durchblicken lassen, daß man sich auch zutraut, was sie können oder wollen. Aber Dexter will nach Cambridge, um Paramagnetik und Davis-Mechanik zu studieren, damit er gleichzeitig mit den ersten echten Sternschiffen einsatzbereit ist.

»Vielleicht können wir sogar gemeinsam hinausfliegen, Poddy. In Sternschiffen gibt es Arbeit genug für Frauen.«

Ich gab ihm recht.

»Aber reden wir von Ihnen, Poddy. Es lag eigentlich gar nicht daran, daß Sie soviel besser aussahen als Ihr Bild.«

»Nein?« – Ich war ein wenig enttäuscht.

»Nein. Hören Sie, ich kenne Ihre Herkunft, ich weiß, daß Sie Ihr ganzes Leben in Marsopolis verbracht haben. Ich war schon überall. Die Schule besuchte ich auf der Erde, von dort aus machte ich die große Tour und war natürlich auch auf Luna; ich

kenne die ganze Venus – und den Mars. Damals waren Sie noch ein kleines Mädchen, und ich hätte Sie kennen mögen.«

»Danke.« Ich kam mir vor wie eine arme Verwandte.

»Ich weiß also ganz genau, was für eine Talmi-Stadt Venusburg ist – und wie schockiert die Leute beim ersten Anblick sind. Vor allem jemand, der in einem zivilisierten Ort wie Marsopolis aufgewachsen ist. Ich liebe meine Heimatstadt natürlich, aber ich mache mir keine Illusionen – ich habe Vergleiche ziehen können. Poddy? Sehen Sie mich an, Poddy. Was mich bei Ihnen am stärksten beeindruckt hat, war Ihre Selbstsicherheit.«

»Was?«

»Ihre erstaunliche und vollkommene Haltung... unter Bedingungen, die sehr eigenartig für Sie sein müssen. Ihr Onkel ist überall gewesen und Girdie wohl auch. Aber viele Fremde hier, auch ältere Frauen, verlieren halb den Verstand, wenn sie den Spielhöllen Venusburgs zum erstenmal ausgesetzt sind, sie benehmen sich fürchterlich. Aber Sie treten wie eine Königin auf.«

Das gefiel mir! Ich überlegte nicht einmal, ob er das allen Mädchen erzählte.

Wir blieben nicht mehr lange. Girdie stellte klar, daß ich meinen ›Schönheitsschlaf‹ benötigte. Clark kehrte also zu seinem Spieltisch zurück. Josie erschien zum richtigen Zeitpunkt – und ich wollte Clark eigentlich auch nach Hause schicken, sagte mir aber, daß das nicht zu meiner königlichen Haltung paßte; außerdem hätte er mir sowieso nicht zugehört. Dexter brachte uns im Rolls Royce seines Vaters – vielleicht auch in seinem eigenen – zum Hotel zurück, beugte sich über unsere Hände und küßte sie zum Abschied.

Ich fragte mich, ob er versuchen würde, mich auf den Mund zu küssen, und hatte mich entschlossen, keine Gegenwehr zu leisten. Aber er versuchte es nicht. Vielleicht ist das auf Venusburg nicht üblich. Ich weiß es nicht.

Girdie fuhr mit mir hinauf, weil ich mich noch unterhalten wollte. Ich ließ mich auf ein Sofa sinken und sagte: »Oh, Girdie, das war der herrlichste Abend meines Lebens!«

»Für mich war es auch nicht unangenehm«, meinte sie ruhig. »Die Bekanntschaft mit dem Sohn des Generaldirektors kann sicherlich nicht schaden.« Und dann erzählte sie mir, daß sie auf der Venus bleiben wolle.

»Aber warum denn, Girdie?«

»Weil ich pleite bin, Liebes. Ich brauche eine Stellung.«

»Du? Aber du bist doch reich. Das weiß jeder.«

Sie lächelte. »Ich war einmal reich. Mein letzter Mann hat alles durchgebracht. Er war ein optimistischer Mensch und ein idealer Gesellschafter. Aber vom Geschäft verstand er bei weitem nicht soviel, wie er glaubte. Girdie muß also ihre Lenden gürten und sich an die Arbeit machen. Dafür taugt Venusburg besser als die Erde. Zu Hause könnte ich entweder bei meinen alten Freunden schmarotzen, bis mich alle satt hätten, oder jemand müßte mir eine Stellung verschaffen, was reine Wohltätigkeit wäre, weil ich nichts kann. Oder ich müßte untertauchen und meinen Namen wechseln. Für alle Arbeitswilligen gibt es genug zu tun. Ich trinke nicht, ich spiele nicht – Venusburg ist der ideale Platz für mich.«

»Aber was wirst du wirklich tun?« Ich konnte sie mir nur als reiche Dame der Gesellschaft vorstellen, deren Parties und Streiche sogar auf dem Mars bekannt waren.

»Ich möchte Croupier werden. Sie verdienen am meisten – und ich habe mich damit befaßt. Ich habe aber auch geübt, Karten auszuteilen und die Bank zu halten. Aber ich werde wahrscheinlich als Wechslerin anfangen müssen.«

»Was? Girdie – würdest du wirklich so herumlaufen?«

Sie hob die Schultern. »Meine Figur ist immer noch gut, und Geld kann ich zählen. Das ist ehrliche Arbeit, Poddy – sie muß es sein. Die Geldwechslerinnen haben oft bis zu Zehntausend auf ihren Tablets.«

Ich verstummte. Man kann wohl ein Mädchen aus Marsopolis herausholen, aber nicht umgekehrt. Die Geldwechslerinnen haben praktisch nicht viel mehr an als die Tablettts mit dem Wechselgeld – aber es ist wirklich ehrliche Arbeit, und Girdie kann sich mit ihrer Figur überall sehen lassen. Sie wäre ohne weiteres in der Lage gewesen, sich einen reichen Junggesellen zu kapern und damit ihr Auskommen für alle Zeit zu sichern.

Ist es nicht anständiger, zu arbeiten? Und warum sollte sie nicht die ihr von der Natur mitgegebenen Vorzüge ausnützen?

Sie gab mir einen Kuß und schickte mich ins Bett. Ich gehorchte – aber schlafen konnte ich nicht. Sie würde sicher nicht lange Geldwechslerin bleiben. Sie würde in einem herrlichen Abendkleid am Roulettetisch arbeiten, ihr Gehalt und die Trinkgelder sparen, und eines Tages würde sie Aktionärin sein, mit einem Anteil zumindest, und mehr braucht man zur Sicherung seines Alters auf der Venus nicht. Und ich gedachte zurückzukommen und sie zu besuchen, sobald ich berühmt war.

Ich fragte mich, ob ich Dexter bitten durfte, ein Wort bei Dom Pedro für sie einzulegen?

Dann dachte ich an Dexter.

Ich weiß, daß das nicht Liebe sein kann. Ich war einmal verliebt, und das war etwas ganz anderes. Es tat weh.

Jetzt fühle ich mich großartig.

Ich habe gehört, daß Clark Verhandlungen eingeleitet hat, um mich an einen der Lizenzträger zu verkaufen, die Frauen an die Vertragskolonisten draußen im Busch verschicken – auf dem Schwarzmarkt natürlich. So heißt es jedenfalls. Die Wahrheit kenne ich nicht. Aber es gibt Gerüchte.

Was mich ärgert, ist nur, daß er mich zu einem lächerlich niedrigen Preis angeboten haben soll!

Eigentlich beweist das aber, daß es sich nur um ein Gerücht handeln kann, von Clark selbst ausgestreut, um mich zu ärgern – weil er aus einem solchen Geschäft herauspressen würde, was nur immer zu erzielen wäre. Das steht fest.

Viel mehr spricht dafür, daß es ihm leid tut, sich neulich abends aufgeschlossen gezeigt und beinahe menschlich benommen zu haben. Er hielt es zweifellos für notwendig, als Gegengewicht dieses Gerücht in die Welt zu setzen, um unsere Beziehungen auf ihr normales, gesundes Maß zurückzuführen.

Ich glaube im übrigen gar nicht, daß er damit durchkäme, auch auf dem Schwarzen Markt nicht, weil ich keinen Vertrag mit der Corporation habe; selbst wenn er ihn fälschen würde, könnte ich immer noch Dexter verständigen. Clark weiß das auch. Girdie hat mir erzählt, der Schwarze Markt in Ehefrauen befasse sich fast nur mit Wechslerinnen, Angestellten und Zimmermädchen, die keinen Mann in Venusburg finden konnten und bereit sind, sich ins Hinterland verkaufen zu lassen, um aus ihren Verträgen zu entkommen. Sie verraten nichts, und die Corporation übersieht solche Machenschaften.

Die meisten verkauften Bräute sind natürlich alleinstehende Frauen unter den Einwanderern. Die Lizenzträger bezahlen ihre Flugkarte und quetschen aus den Frauen und aus den Bergleuten oder Farmern soviel heraus, wie nur irgend möglich.

Nicht, daß ich da mitkäme – ich verstehe überhaupt nichts an diesem Planeten. Es gibt keine Gesetze, sondern nur Bestimmungen der Corporation. Sie wollen heiraten? Suchen Sie sich

jemand, der Priester oder Prediger zu sein vorgibt, und leisten Sie sich jede beliebige Art von Zeremonie – gesetzlich bedeutet das gar nichts, weil es sich um keinen Vertrag mit der Corporation handelt. Sie wollen sich scheiden lassen? Packen Sie Ihre Sachen und verschwinden Sie, unter Hinterlassung eines Abschiedsbriefes oder ohne. Uneheliche Kinder? Gibt es nicht. Ein Baby ist ein Baby, und die Corporation läßt keines darben, weil dieses Baby aufwachsen und eine Arbeitskraft sein wird und auf der Venus chronischer Mangel an Arbeitskräften herrscht. Polygamie? Polyandrie? Wer kümmert sich darum? Die Corporation nicht.

Raubüberfälle? Sollte man in Venusburg lieber nicht riskieren; es gibt keine Stadt mit gründlicherer Polizeiüberwachung – Kapitalverbrechen schädigen das Geschäft. Ich suche gewisse Gegenden in Marsopolis ohne Begleitung nicht auf, weil manche Sandratten zuviel Sonne erwischt haben und nicht mehr ganz bei Trost sind. Aber in Venusburg bin ich überall ungefährdet. Der einzige Überfall, den ich zu befürchten habe, kommt von der Super-Verkaufstechnik.

Der Busch ist eine andere Sache. Das liegt nicht einmal so sehr an den Leuten, vielmehr an der Venus selbst. Der Planet ist gefährlich – und es besteht immer das Risiko, daß man einem Venusianer begegnet, der ein paar Gramm Glücksstaub in die Hände bekommen hat. Selbst die kleinen geflügelten Elfen sind blutdurstig, wenn sie Glücksstaub geschnupft haben.

Mord? Das ist ein sehr ernster Verstoß gegen die Vorschriften. Man bekommt viele Jahre lang fast das ganze Gehalt abgezogen, um den Verlust auszugleichen, den der Tote erzielt hätte... und seinen ungefähren Wert für die Corporation. All das wird von den Kalkulatoren der Firmen berechnet, die keine Herzen besitzen, sondern Pumpen für flüssiges Helium.

Wenn Sie also vorhaben sollten, jemand auf der Venus umzubringen, tun Sie's lieber nicht! Locken Sie das Opfer auf einen anderen Planeten, wo Mord eine Sache des Gewissens ist

und man Sie höchstens aufhängt oder etwas Ähnliches. Auf der Venus lohnt es sich wirklich nicht.

Auf der Venus gibt es drei Klassen: Aktionäre, Angestellte und einiges dazwischen. Aktionärs-Angestellte – Girdies Ehrgeiz – Wettbewerbs-Angestellte – Taxifahrer, Farmer, Prospektoren, manche Einzelhändler und natürlich zukünftige Angestellte, Kinder, die sich noch in der Ausbildung befinden. Und es gibt Touristen, aber Touristen sind keine Menschen. Sie haben eher den Status von Stieren in einem Viehgehege – eine wertvolle Kapitalanlage, die man mit großer Rücksicht, aber ohne Mitleid behandelt.

Eine Person von einem anderen Planeten kann Tourist entweder für eine Stunde oder für ein ganzes Leben sein – solange eben sein Geld reicht. Kein Visum, keine Bestimmungen irgendwelcher Art, alles willkommen. Aber man braucht eine Rückflugkarte, die man erst zu Geld machen kann, nachdem man einen Vertrag mit der Corporation unterschrieben hat. Wenn man es tut. Ich würde es nie tun.

Ich begreife immer noch nicht, wie das System funktioniert, obwohl Onkel Tom mit seinen Erklärungen sehr geduldig war. Aber er behauptet, es auch nicht zu verstehen. Er nennt es ›Konzern-Faschismus‹ – was gar nichts erklärt – und meint, er wisse nicht recht, ob man es als die scheußlichste Tyrannei aller Zeiten... oder als die perfekte Demokratie der Geschichte ansehen sollte.

Er sagt, hier sei in vieler Beziehung nichts so schlimm, wie die Bedingungen, die neunzig Prozent der Menschen auf der Erde erdulden müssen, und hinsichtlich des Komforts und Lebensstandards übertreffe man sogar hier und dort den Mars.

Ich weiß nicht recht. Ich sehe jetzt selbst, daß ich mein ganzes Leben einfach für richtig gehalten, was wir auf dem Mars machen. Gewiß, ich habe in der Schule auch etwas über die anderen Systeme erfahren – aber es saß nicht sehr tief. Jetzt beginne ich auch gefühlsmäßig zu begreifen, daß es andere Wege gibt als die unserigen... und daß die Leute dabei glücklich

sein können. Man braucht nur an Girdie zu denken. Ich verstehe durchaus, warum sie nicht auf der Erde bleiben wollte, nach den großen Veränderungen in ihrem Privatleben. Aber sie hätte auf dem Mars bleiben können. Sie gehört genau zu der Sorte von hochklassigen Einwanderern, die wir uns wünschen. Aber der Mars hat sie überhaupt nicht gelockt.

Das störte mich, weil ich den Mars, wie Sie wohl schon gemerkt haben, für das schlechthin Vollkommene halte. Und Girdie auch.

Dabei hat sie sich ein furchtbares Loch wie dieses Venusburg ausgesucht. Sie meint, das sei eine Herausforderung.

Übrigens behauptet Onkel Tom, sie habe völlig recht; Venusburg werde Girdie in aller kürzester Zeit aus der Hand fressen.

Das stimmt wohl auch. Girdie tat mir entsetzlich leid, als ich hörte, daß sie arm ist. Ich war nie pleite, habe nie eine Mahlzeit ausfallen lassen müssen, machte mir nie Sorgen um die Zukunft – und doch tat mir Poddy leid, *wenn* das Geld zu Hause ein wenig knapp war und ich kein neues Kleid bekam. Dann fand ich heraus, daß die reiche und berühmte Miß Fitz-Snugglie – ich will ihren richtigen Namen nicht nennen, das wäre nicht fair – nur ihre Flugkarte zur Erde besaß und sich sogar dafür das Geld geborgt hatte. Ich bedauerte sie so sehr, daß es mir weh tat.

Aber jetzt wird mir langsam klar, daß Girdie trotz alledem ›FüBe‹ hatte – und immer auf ihnen landen wird.

Sie war tatsächlich Geldwechslerin, zwei ganze Nächte hindurch... und sie bat mich, dafür zu sorgen, daß Clark an diesen Abenden nicht Dom Pedros Kasinos betrat. Es war ihr sicher gleichgültig, ob *ich* sie sah oder nicht... aber sie weiß, wie sehr Clark in sie verknallt ist, und sie will ihn nicht schockieren.

Aber inzwischen ist sie Bankhalterin geworden und besucht einen Lehrgang für Croupiers – Clark geht jeden Abend hin. Sie läßt ihn aber an ihrem Tisch nicht spielen. Sie erklärte ihm rundheraus, daß er gesellschaftlich oder beruflich mit ihr verkehren könne, aber nicht beides – und Clark findet sich stets

mit dem Unausweichlichen ab. Er spielt an einem anderen Tisch und läuft ihr nach, wann immer das möglich ist.

Glauben Sie, daß mein Bruder wirklich übersinnliche Kräfte besitzt? Ich weiß, daß er keine telepathischen Fähigkeiten hat, sonst hätte er mich längst umgebracht. Aber er gewinnt immer.

Dexter versichert mir, daß die Spiele a) absolut ehrlich sind und b) niemand auf die Dauer Sieger bleiben kann, weil das Haus immer kassiert.

»Natürlich können Sie gewinnen, Poddy«, versicherte er mir. »Ein Tourist, der im vergangenen Jahr hier war, nahm eine halbe Million Dollar mit nach Hause. Wir zahlten vergnügt – und machten auf der ganzen Erde Reklame damit –, trotzdem verdienten wir in der Woche, als er seine Glückssträhne hatte, immer noch. Sie brauchen also nicht zu glauben, daß wir Ihren Bruder bevorzugen. Wenn er lange genug weitermacht, werden wir nicht nur alles zurückgewinnen, sondern ihm jeden Cent abnehmen, mit dem er angefangen hat. Wenn er so klug ist, wie Sie behaupten, hört er auf, solange er im Vorteil ist. Aber die meisten Leute sind nicht so klug – und die Venus-Corporation gibt sich nur mit todsicheren Sachen ab.«

Ich weiß nicht recht. Aber es lag sowohl an Girdie wie am Gewinnen, daß Clark sich beinahe menschlich zu mir benahm. Für einige Zeit.

Es war vergangene Woche, an dem Abend, als ich Dexter kennenlernte und Girdie mich ins Bett geschickt hatte, ich aber nicht schlafen konnte und die Tür offenließ, um Clark heimkommen zu hören – oder, falls er nicht erschien, jemanden anzurufen und ihn heimschleppen zu lassen, weil Onkel Tom zwar für uns beide verantwortlich ist, ich aber die Verantwortung für Clark trage. Ich wollte Clark zu Hause und im Bett sehen, bevor Onkel Tom eintraf.

Clark kam ungefähr zwei Stunden später hereingeschlichen, ich sagte »Pst!«, und er betrat mein Zimmer.

Sie haben bestimmt noch keinen sechsjährigen Jungen mit soviel Geld gesehen!

Josie hatte ihn bis an die Tür begleitet, erzählte er. Fragen Sie mich nicht, warum er seine Beute nicht im Hotelsafe unterbrachte – oder fragen Sie mich: Ich glaube, er wollte einfach damit spielen.

Auf jeden Fall wollte er sich brüsten. Er legte es in dicken Bündeln auf mein Bett, zählte es und ließ mich deutlich wissen, wieviel es war. Er schob mir sogar ein Bündel zu. »Brauchst du etwas, Poddy? Ich verlange nicht einmal Zinsen – ich kann ja Nachschub besorgen.«

Ich war sprachlos. Nicht des Geldes wegen, ich brauchte es nicht. Aber das Angebot rührte mich. Früher gab es Zeiten, da Clark mir gegen Sicherheit kleinere Beträge lieh – um dann bei der Rückzahlung genau 100% Zinsen zu verlangen. Bis uns Papa erwischte und beide übers Knie legte.

Ich bedankte mich also überschwenglich und umarmte ihn.

»Wie alt ist Girdie wohl?« fragte er plötzlich.

Ich begann sein merkwürdiges Verhalten zu verstehen. »Das kann ich wirklich nicht sagen«, erwiderte ich vorsichtig, obwohl ich genau Bescheid wußte. »Warum fragst du sie nicht selbst?«

»Das habe ich ja getan. Sie lächelte mich nur an und meinte, Frauen hätten keinen Geburtstag.«

»Das ist wahrscheinlich auf der Erde so üblich«, gab ich zurück und beließ es dabei. »Clark, wie hast du nur soviel Geld gewonnen?«

»Kleinigkeit«, sagte er. »Beim Spiel gewinnen die einen, und die anderen verlieren. Ich Sorge nur dafür, daß ich zu den Gewinnern gehöre.«

»Aber wie denn?«

Er grinste abscheulich.

»Mit wieviel Geld hast du angefangen?«

Er war plötzlich auf der Hut, blieb aber erstaunlich milde, also setzte ich nach.

»Hör mal«, sagte ich, »so wie ich dich kenne, macht dir das Ganze keinen Spaß, wenn nicht ein anderer auch Bescheid weiß, und bei mir ist das Geheimnis am sichersten aufgehoben. Ich habe dich doch noch nie verpetzt, oder?«

Er gab es zu, indem er schwieg – und es stimmt auch. Als er noch klein genug war, gab ich ihm ab und zu eine Ohrfeige. Aber verraten habe ich ihn nie.

»Na komm schon«, drängte ich. »Ich bin die einzige, bei der du zu prahlen wagst. Wieviel hat man dir bezahlt, um die drei Kilo in meinem Gepäck an Bord der ›Tricorn‹ zu schmuggeln?«

Er grinste in sich hinein. »Genug.«

»Na schön, ich will mich damit nicht abgeben. Aber was hast du eigentlich geschmuggelt? Ich bin nie dahintergekommen.«

»Du hättest es gefunden, wenn du nicht so scharf darauf gewesen wärest, dich im Schiff umzusehen. Poddy, du bist dumm. Das weißt du doch, nicht wahr? Man kann genau voraussagen, was du tun wirst.«

Ich beherrschte mich. Wenn man beleidigt ist, zieht man bei Clark schnell den kürzeren.

»Vielleicht«, meinte ich zurückhaltend. »Sagst du mir, was es war? Doch nicht Glücksstaub?«

»O nein!« sagte er und machte ein schockiertes Gesicht. »Weißt du, was sie einem hier tun, wenn man damit erwischt wird? Man wird Eingeborenen überlassen, die sich mit dem Zeug vollgepumpt haben, das tun sie – und eine Beerdigung ist dann gar nicht mehr nötig.«

Ich schauderte und kehrte zum Thema zurück. »Sagst du es mir?«

»Mmm...«

»Ich schwöre beim heiligen Podkayne, es nicht weiterzuerzählen.« Das ist mein Privatschwur, den außer mir niemand leisten kann.

»Lieber nicht«, warnte er mich. »Es wird dir nicht gefallen.«

»Beim heiligen Podkayne!« – Ich hätte lieber still sein sollen.

»Na schön«, meinte er. »Du hast geschworen. Eine Bombe.«

»Was?«

»Oh, keine große Bombe. Ein kleines Ding. Reichweite höchstens ein Kilometer. Nichts Besonderes.«

Ich schluckte. »Warum eine Bombe? Und was hast du damit getan?«

Er hob die Schultern. »Die Leute waren schön dumm. Sie bezahlten mir eine Riesensumme, verstehst du? Nur, damit ich das Paket an Bord schmuggelte. Sie erzählten mir, daß es sich um eine Überraschung für den Kapitän handle – und ich sollte sie ihm anläßlich der letzten Party vor der Landung überreichen. In einer Geschenkpackung. ›Mein Junge‹, sagte dieser Trottel zu mir, ›zeig keinem das Paket, sonst ist die Überraschung futsch – denn am letzten Abend findet nicht nur die große Party statt, sondern der Kapitän hat auch noch Geburtstag.‹

Du weißt, daß ich auf solches Geschwätz nicht hereinfalle. Ein echtes Geburtstagsgeschenk hätte man dem Zahlmeister übergeben. Ich stellte mich dumm und schraubte den Preis in die Höhe. Und die Idioten zahlten. Sie waren ganz aufgeregt, als es zum Zoll ging, und sie blechten, was ich verlangte. Ich schob das Paket in die Reisetasche von dir, als du dich mit Onkel Tom unterhieltest – und dann sorgte ich dafür, daß man dein Gepäck nicht durchsuchte.

Sofort nach der Ankunft im Schiff wollte ich es mir holen – aber ich wurde von einer Stewardess aufgehalten, die deine Kabine besprühte. Ich mußte mich beeilen und die Tasche wieder zuschließen, weil Onkel Tom zurückkam und seine Pfeife suchte.

In der ersten Nacht machte ich das Paket im Dunkeln auf – und zwar von unten; ich hatte schon so eine Ahnung.«

»Woher?«

»Denk doch mal nach, Poddy. Zuerst bietet man mir einen, wie man glaubt, großen Betrag an. Als ich ablehne, erhöht man. Ich setze immer wieder nach, und das Geld wurde wichtig und immer wichtiger. Man bindet mir nicht einmal den Bären auf, daß ein Mann mit einer Blume im Knopfloch auf der Venus an Bord käme und das Lösungswort bekanntgibt. Man will um jeden Preis das Paket an Bord haben. Was ergibt sich daraus? Logisch? Eingestellt auf drei Tage nach dem Abflug. Peng!«

Ich schauderte. »Das ist ja furchtbar!«

»Wir wären erledigt, wenn ich so dumm gewesen wäre, wie sie dachten«, meinte er.

»Aber warum denn das Ganze?«

»Das Schiff sollte die Venus nicht erreichen.«

»Nicht?«

»Überleg es dir. Ich habe es auch getan.«

»Äh – was hast du damit gemacht?«

»Oh, aufgehoben. Die wichtigen Teile. Man weiß nie, wann man eine Bombe brauchen kann.«

Mehr brachte ich aus ihm nicht heraus – und mein Schwur bindet mich. Zu viele Fragen blieben unbeantwortet. War da wirklich eine Bombe? Oder hat mich mein Bruder angelogen? Wenn es sie gegeben hat, wo ist sie? Immer noch in der >Tricorn<? Oder hier im Appartement? In einem unschuldig aussehenden Paket im Hotelsafe? Oder bei seinem Leibwächter Josie? Oder an tausend anderen Orten in dieser großen Stadt? Oder habe ich mich in meiner Aufregung einfach um drei Kilo verschätzt, und Clark gab einfach seiner Neugier nach, wie er das immer tut, wenn er nicht anderweitig beschäftigt ist?

Ich weiß es nicht. Ich beschloß also, aus diesem Augenblick der Wahrheit soviel herauszuquetschen, wie nur möglich. »Ich bin sehr froh, daß du sie gefunden hast«, sagte ich. »Aber das Tollste war die Sache mit Mrs. Royer und Mrs. Garcia. Girdie hat das auch bewundert.«

»Wirklich?« fragte er eifrig.

»Bestimmt. Aber ich habe nie zugegeben, daß du das gewesen bist. Du kannst es ihr selber sagen, wenn du willst.«

»Mmm...« Er machte ein zufriedenes Gesicht. »Der alten Royer habe ich noch etwas serviert. Eine Maus im Bett.«

»Clark! Großartig! Aber wo hast du eine Maus gefunden?«

»Ich einigte mich mit der Schiffskatze.«

Manchmal wünsche ich mir nette, normale, ein bißchen dumme Angehörige. Das wäre viel bequemer. Immerhin, Clark hat seine Vorzüge.

Aber ich habe nicht allzuviel Zeit gehabt, mich um die Missetaten meines Bruders zu kümmern. Venusburg bietet zuviel Ablenkung. Vor allem Dexter -

Ich bin keine Aussätzige mehr; ich kann überall hingehen, sogar die Stadt verlassen, ohne einen Filtermaulkorb zu tragen, mit dem ich aussehe wie ein blauäugiges Ferkel – und der liebe gute Dexter begleitet mich überall. Sogar zum Einkaufen. Unter Verwendung beider Hände konnte ein Mädchen hier allein für Kleider ein Staatsvermögen ausgeben. Aber ich bin – fast – vernünftig und gebe nur soviel Geld aus, wie ich mir für die Venus beiseitegelegt hatte. Dexter würde mir, wenn ich nicht fest bliebe, alles kaufen, was ich bewundere, indem er einfach den Finger hebt. Er hat nie Geld bei sich, nicht einmal eine Kreditkarte, und sogar die Trinkgelder werden irgendwie verrechnet. Aber ich habe mir von ihm nichts Aufregenderes als einen Eisbecher kaufen lassen. Ich denke nicht daran, meinen Amateurstatus für ein paar hübsche Kleider aufzugeben. Aber bei Eis fühle ich mich nicht allzu kompromittiert, und zum Glück brauche ich mir wegen der Taille noch keine Sorgen zu machen.

Nach einem anstrengenden Tag in den Modesalons führt mich Dexter zu einer Eisbar – und er sitzt da, rührt in seinem Kaffee und sieht mir entsetzt zu, während ich esse. Zuerst eine Kleinigkeit, zum Beispiel ein Himbeer-Soda, dann ernsthaftere Bemühungen an einem Eisbecher, von einem Meisterarchitekten gestaltet, aus Sahne, Sirup, importierten Früchten und Nüssen und vielleicht zehn Portionen Eiscreme in diversen Geschmacksrichtungen. Das Ganze heißt dann ›Taj Mahal‹ oder ›Mount Everest‹.

Auch in anderer Beziehung mußte ich ihm gegenüber stark bleiben, wenn auch weniger auffällig. Dexter hat sich als Meister verführerischer Logik entpuppt und möchte mich immer wieder in den Schlaf singen. Ich habe aber nicht die Absicht, da mitzutun, nicht in meinem Alter. Die Tragödie bei Romeo und Julia war nicht, daß sie so jung starben, sondern, daß der ›boy-meets-girl‹-Reflex so überwältigend war, daß er den gesunden Menschenverstand völlig erdrückte.

Meine eigenen Reflexe sind in Ordnung, vielen Dank, und mein Hormongleichgewicht geradezu großartig. Dexters erfolglose Bemühungen verleihen mir ein angenehmes Gefühl im Magen und steigern meinen Metabolismus. Vielleicht sollten mich seine Absichten eigentlich beleidigen – und zu Hause wäre es wohl auch ganz anders, aber hier sind wir in Venusburg, wo der Unterschied zwischen einem unmoralischen Vorschlag und einem Heiratsantrag nur im Denken liegt. Dexter mag ebensogut zu Hause sieben Frauen haben, für jeden Wochentag eine. Ich habe ihn nicht gefragt, weil ich unter keinen Umständen Nummer Acht werden will.

Ich habe das alles mit Girdie besprochen und sie gefragt, warum ich keine ›Empörung‹ empfinde. Fehlen mir auch die moralischen Wertmaßstäbe wie meinem Bruder?

Girdie setzte ihr geheimnisvolles Lächeln auf, das immer verrät, daß sie an Dinge denkt, bei denen sie nicht ganz offen sein will. Dann sagte sie: »Poddy, man bringt den Mädchen bei, sich zu ihrem eigenen Schutz über solche Angebote zu

›empören‹ – und das ist eine gute Idee, genausogut, wie einen Feuerlöscher bereitzuhalten, obwohl man nicht mit einem Brand rechnet. Aber du hast recht. Es ist keine Beleidigung, nie – sondern der einzig ehrliche Tribut an den Charme und die Weiblichkeit einer Frau, den ein Mann zu entrichten vermag. Das übrige sind meist nur höfliche Lügen... Aber in dieser Hinsicht ist ein Mann von entwaffnender Ehrlichkeit. Ich sehe keinen Grund, beleidigt zu sein, wenn sich ein Mann höflich benimmt.«

Ich dachte nach. »Vielleicht hast du recht, Girdie. In gewisser Hinsicht ist das sicher ein Kompliment. Aber warum sind die Männer so dahinter her? In neun von zehn Fällen.«

»Du siehst das falsch, Poddy. Warum sollte er etwas anderes wollen? Millionen Jahre der Evolution stehen hinter jedem dieser Anträge. Sei lieber froh, daß die Männer gelernt haben, das mit Handküssen abzumachen, statt mit Knüppeln. Manche jedenfalls. Wir haben mehr mitzureden dabei als jemals zuvor in der Weltgeschichte. Wir leben in einer Welt der Frau, Liebes – genieße es und sei dankbar.«

So hatte ich es noch gar nicht gesehen. Wenn ich überhaupt daran dachte, war ich meistens verärgert gewesen, weil es für ein Mädchen so schwierig ist, sich in einen ›männlichen‹ Beruf wie den des Piloten einzuschmuggeln.

Ich habe angestrengt über dieses Thema nachgedacht und bin zu der Ansicht gekommen, daß alles gut überlegt sein will. Soll ich wirklich ein ›berühmter Expeditionskapitän‹ werden? Oder wäre ich genauso zufrieden, zur Besatzung eines Sternschiffes zu gehören?

Oh, ich will Raumfahrerin werden, das steht fest! Mein kurzer Flug vom Mars zur Venus hat mir das bestätigt. Ich wäre lieber Stewardess in der ›Tricorn‹ als Präsident der Republik. Das Leben an Bord macht Spaß; man nimmt sein Zuhause und seine Freunde mit, besucht romantische, neue Länder – und mit Davis-

Antriebs-Sternschiffen wird man von Jahr zu Jahr weiter vorstoßen können. Poddy wird es schaffen, so oder so.

Machen wir uns aber nichts vor. Wird jemand Poddy zum Kapitän eines dieser irrsinnig teuren Schiffe machen wollen?

Dexters Chancen sind hundertmal größer als die meinigen. Er ist so klug wie ich oder beinahe; er wird die beste Ausbildung vorweisen können, die es für Geld zu kaufen gibt, und außerdem mag es durchaus dazu kommen, daß ihm sein Vater ein Sternschiff kauft. Entscheidend ist aber, daß Dexter zweimal so groß ist wie ich und außerdem ein Mann. Selbst wenn man den Reichtum seines Vaters außer acht läßt, wer von uns beiden käme in Frage?

Aber noch ist nicht alles verloren. Man braucht nur an Kaiserin Theodora, an Katharina die Große zu denken. Man soll ruhig einen Mann die Zügel halten lassen, wenn man diesen Mann beherrscht. Ich habe nichts gegen eine Ehe. Wenn mich Dexter heiraten will, muß er aber mit nach Marsopolis kommen, wo *wir* in solchen Dingen ziemlich altmodisch sind. Die Ehe sollte das Ziel jeder Frau sein – aber nicht ihr Ende.

Diese achtzehn schrecklichen Stunden während des Sturms in der ›Tricorn‹ – gehören sie nicht zu den schönsten Erlebnissen? Ein Baby macht mehr Spaß als Differentialgleichungen.

Jedes Sternschiff hat ein Säuglingsheim. Was ist also besser? Kindermedizin studieren und Abteilungsleiterin in einem Sternschiff zu sein – oder als frisch gebackene Pilotin nirgends angeheuert zu werden?

Na ja, das muß jetzt noch nicht entschieden sein.

Langsam werde ich ungeduldig. Ich will zur Erde. Die Fleisch-töpfe Venusburgs wirken auf die Dauer reichlich monoton. Ich habe kein Geld mehr für Einkäufe, wenn ich in Paris noch über Geld verfügen will. Für Glücksspiele habe ich nichts übrig, und der unaufhörliche Lärm und die grellen Lichter machen mich

nervös. Dexter scheint sich mit meiner naiven Unfähigkeit, zu begreifen, worauf er hinauswill, auch allmählich zu langweilen.

Wenn es etwas gibt, was ich in meinen achteinhalb Jahren über die Männer gelernt habe, dann die Tatsache, daß man Schluß machen sollte, bevor sie sich langweilen. Ich freue mich auf eine letzte Begegnung mit Dexter: auf den tränenreichen Abschied, bevor ich an Bord der ›Tricorn‹ gehen muß, mit einem so erwachsenen, so unglaublich leidenschaftlichen und bedenkenlosen Kuß, daß er den Rest seines Lebens glauben muß, alles hätte anders kommen können, wenn er seine Trümpfe nur richtig ausgespielt hätte.

Ich war nur einmal außerhalb der Stadt, in einem versiegelten Touristenbus. Dexter sagt, daß er eine Kolonie kennt, nicht einmal zweihundert Kilometer entfernt, die er mir in seinem Rolls zeigen will. Aber ich bin nicht begeistert davon; er möchte selbst fahren – und das blöde Ding hat eine automatische Steuerung. Wenn ich Girdie oder auch Clark mitnehmen kann – dann vielleicht.

Aber ich habe auf der Venus viel gelernt und möchte diese Erfahrung um keinen Preis missen. Vor allem die Kunst des Trinkgeldgebens. Ich komme mir schon vor wie eine erfahrene Reisende.

Onkel Tom macht sich über irgend etwas furchtbare Sorgen. Er ist geistesabwesend; er lächelt mich zwar an, wenn es mir gelingt, seine Aufmerksamkeit zu erregen, was nicht einfach ist, aber das Lächeln verschwindet sofort wieder. Vielleicht liegt das nur an der Venus, und alles wird wieder gut, sobald wir unterwegs sind. Am liebsten wäre ich schon in der ›Tricorn‹, nächste Station Luna.

Es sieht wirklich böse aus. Clark ist seit zwei Nächten nicht nach Hause gekommen, und Onkel Tom verzweifelt fast.

Außerdem habe ich mich mit Dexter gezankt – was im Vergleich zum Verschwinden meines Bruders nicht so wichtig ist, aber ich würde mich doch gerne irgendwo ausweinen.

Onkel Tom hatte einen ernsthaften Streit mit dem Generaldirektor – was zu meinem Zank mit Dexter führte, weil ich auf Onkel Toms Seite stand, obwohl ich nicht wußte, worum es ging, und feststellen mußte, daß Dexter seinem Vater genauso blind die Treue hält wie ich Onkel Tom. Ich war nur ganz kurz Zeuge der Auseinandersetzung mit dem Generaldirektor, und sie war so beängstigend, kalt, bitter, formell höflich, wie sie früher unweigerlich zu einem Duell geführt hätte.

Viel hat wohl auch nicht gefehlt. Der Generaldirektor erschien in unserem Appartement, ganz und gar ohne Ähnlichkeit mit dem Weihnachtsmann, und ich hörte Onkel Tom sagen: »Es wäre mir lieber gewesen, wenn mich Ihre Freunde aufgesucht hätten, Sir.«

Aber der Generaldirektor überhörte das, und dann bemerkte Onkel Tom, daß ich hinter dem Flügel saß und mich klein zu machen versuchte. Er bat mich, in mein Zimmer zu gehen, was ich auch tat.

Aber ich weiß zum Teil, worum es geht. Ich hatte angenommen, Clark und ich dürften uns in Venusberg ungehindert bewegen – obwohl ich immer Girdie oder Dexter bei mir hatte. Das war ein Irrtum. Man hat uns beide Tag und Nacht bewacht. Ich hätte das nie vermutet und Clark auch nicht, sonst hätte er Josie nicht angeheuert, seine Beute zu bewachen. Aber Onkel Tom wußte es und betrachtete es als Höflichkeit des Generaldirektors, die es ihm gestattete, den Dingen nachzugehen, die ihn hier so beschäftigt haben, ohne auf zwei Jugendliche aufpassen zu müssen.

Soweit ich das rekonstruieren kann, gibt Onkel Tom dem Generaldirektor die Schuld an Clarks Verschwinden – obwohl das nicht gerecht ist, denn Clark kann sich jeder Überwachung entziehen, wenn er es ernstlich darauf abgesehen hat.

Aber Dexter erzählt mir, daß man sich darüber hinaus völlig uneinig sei, wie man Clark finden könne. Ich persönlich glaube, daß Clark sich versteckt hat, weil er vorhat, das Schiff zu verlassen und hier auf der Venus zu bleiben, wo a) Girdie und b) das viele Geld ist. Es mag sein, daß ich die Reihenfolge falsch angegeben habe.

Ich sage mir das immer wieder vor, aber der Generaldirektor behauptet, es handle sich um Entführung, und auf der Venus gäbe es nur eine einzige Möglichkeit, sich damit zu befassen, wenn man den Entführten jemals lebendig wiedersehen wolle.

Auf der Venus ist Entführung so ziemlich das einzige, wovor sich die Aktionäre fürchten. Sie haben sogar solche Angst, daß das Ganze zu einem Ritus geworden ist. Wenn sich der Entführer an die Regeln hält und seinem Opfer nichts tut, wird er nicht nur nicht bestraft, sondern er bekommt auch die Zusicherung der Corporation, daß er das Lösegeld behalten darf.

Hält er sich aber nicht an die Spielregeln, und man erwischt ihn, dann wird es ziemlich grimmig. Manches hat Dexter nur angedeutet. Die mildeste Strafe sei der sogenannte ›Vier-Stunden-Tod‹, Einzelheiten darüber wollte er mir nicht sagen – abgesehen von der Ergänzung, daß es ein Medikament gibt, das Gegenstück zu einem Narkosemittel; alle Schmerzen werden um ein Vielfaches verstärkt.

Dexter meint, Clark sei solange ungefährdet, als Onkel Tom darauf verzichte, sich mit Dingen abzugeben, von denen er nichts verstehe. ›Alter Trottel‹ war einer seiner Ausdrücke, dann gab ich ihm eine Ohrfeige.

Ein langer Seufzer für meine glückliche Kindheit in Marsopolis, wo ich alles verstand. Hier ist das anders. Ich weiß nur, daß ich das Appartement ohne Onkel Tom nicht mehr verlassen darf – und daß ich mit ihm gehen muß, wenn er weggeht.

Auf diese Weise lernte ich die Villa der Cunhas kennen – und wäre sehr interessiert gewesen, hätten wir Clark bei uns gehabt. Ein bescheidenes kleines Haus, nur unwesentlich kleiner als

unser Hotel, aber viel prächtiger. Das Rosenhaus unseres Präsidenten würde in den Ballsaal hineinpassen. Und dort habe ich mich mit Dexter gestritten, während Onkel Tom und der Generaldirektor sich in einem anderen Raum beschimpften.

Bald darauf brachte mich Onkel Tom ins Hotel zurück, und ich habe ihn noch nie so alt gesehen – mindestens fünfzig, oder sagen wir hundertfünfzig von den Jahren hier auf der Venus. Wir aßen im Appartement, rührten aber beide nichts an, und nachher setzte ich mich an die Bildwand im Wohnzimmer. Die Szene stammte von der Erde, nehme ich an. Der Grand Canyon von El Dorado oder El Colorado, ich weiß nicht genau. Aber ich bekam Angst und begann zu weinen.

Onkel Tom saß einfach da und litt. Ich schob meine Hand in die seine und sagte: »Onkel Tom? Du solltest mich übers Knie legen.«

»Was?« Er schüttelte den Kopf und schien mich jetzt erst zu bemerken. »Poddy! Warum denn?«

»Weil ich an allem schuld bin.«

»Wie meinst du das?«

»Weil ich für Clark verantwortlich bin. Ich bin es immer gewesen. Er hat keinen Funken Verstand. Als er noch ganz klein war, mußte ich ihn hundertmal vor einem Sturz in den Kanal retten.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, Poddy. Die Verantwortung liegt bei mir. Ich vertrete eure Eltern – und sie waren nicht bei Verstand, als sie euch mir anvertrauten!«

»Aber ich fühle mich einfach verantwortlich.«

Er schüttelte wieder den Kopf. »Nein. In Wahrheit kann kein Mensch für ein anderes menschliches Wesen jemals im Ernst verantwortlich sein. Jeder von uns steht dem Universum allein gegenüber, und das Universum mildert die Regeln für keinen von uns ab – im Endeffekt gewinnt es immer. Das erleichtert uns aber die Mühe nicht, wenn wir versuchen, für einander

verantwortlich zu sein – wie du es getan hast, wie ich es getan habe, wenn man zurückblickt und sieht, daß man es hätte besser machen können.« Er seufzte. »Ich hätte Mr. Cunha nicht die Schuld geben dürfen. Er kümmerte sich um Clark. Ich wußte es.«

Er machte eine Pause und fügte dann hinzu: »Ich hatte den schäbigen Verdacht, daß er Clark dazu benützen wollte, mich unter Druck zu setzen. Ich habe mich getäuscht. In seiner Art und nach seinen Regeln ist Mr. Cunha ein ehrenwerter Mann – und seine Regeln sehen nicht vor, daß er einen Jungen zur Erreichung politischer Zwecke benützt.«

»Politische Zwecke?«

Onkel Tom sah mich an, als sei er erstaunt, mich noch im Zimmer zu finden. »Poddy, ich hätte dir mehr erzählen sollen.

Ich vergesse, daß du schon eine Frau bist. Ich sehe dich immer noch als das Kind, das auf meinen Knien zu sitzen und um die ›Poddy-Geschichte‹ zu flehen pflegte.« Er atmete tief ein. »Ich will dich nicht mit allem belasten. Aber ich bin Mr. Cunha eine Abbitte schuldig – weil *ich* nämlich Clark für politische Zwecke eingesetzt habe. Und dich auch.«

»Was?«

»Als Deckmantel. ›Tattriger Großonkel begleitet Nichte und Neffen auf Vergnügungsreise.« Verzeih, Poddy, aber so ist es ganz und gar nicht. In Wirklichkeit bin ich Sonderbotschafter für die Republik und soll an der Drei-Planeten-Konferenz teilnehmen. Aber ich hielt es für besser, das geheimzuhalten, bis ich meine Vollmacht vorlege.«

Ich erwiderte nichts, weil es mir ein wenig schwerfiel, das alles zu begreifen. Ich weiß, daß Onkel Tom etwas Besonderes ist und allerhand Wichtiges geleistet hat, aber mein ganzes Leben war er der Mensch, der immer Zeit für mich hatte.

»Ich habe dich mitgenommen, Poddy«, fuhr er fort. »Dich und deinen Bruder. Weil – Poddy, willst du wirklich das ganze politische Durcheinander kennenlernen?«

Ich wollte. Aber ich versuchte, erwachsen zu sein. »Was du für richtig hältst, Onkel.«

»Gut. Manches ist recht unangenehm, alles aber kompliziert, und es würde Stunden dauern, dir alles zu erklären. Manches darf ich nicht einmal weitergeben, weil das Sache Bozos - Verzeihung – des Präsidenten wäre. Einiges hängt mit Versprechungen zusammen, die er gegeben hat. Weißt du, wer zur Zeit in Luna City unser Botschafter ist?«

Ich versuchte mich zu erinnern. »Mr. Suslow?«

»Nein, das war unter der letzten Regierung. Artie Finnegan. Artie ist kein übler Bursche... aber er findet, daß er Präsident hätte werden müssen, und er ist überzeugt davon, mehr von interplanetarischen Angelegenheiten zu verstehen als der Präsident selbst. Er meint es gut, da gibt es keinen Zweifel.«

Ich sagte nichts, weil ich den Namen ›Arthur Finnegan‹ sofort erkannte – ich hatte einmal Onkel Tom mit Papa über ihn reden hören. Die unfreundlichen Bezeichnungen möchte ich lieber nicht wiedergeben.

»Aber obwohl er es gut meint«, fuhr Onkel Tom fort, »ist er mit dem Präsidenten – und mir – über Angelegenheiten, die bei dieser Konferenz zur Sprache kommen, nicht einer Meinung. Schickt der Präsident aber keinen Sonderbotschafter – in diesem Fall mich –, so vertritt allein der residierende Botschafter automatisch den Mars. Poddy, was weißt du über die Schweiz?«

»Wie? Wilhelm Teil. Apfelschuß.«

»Das genügt wohl, obwohl es den Apfel wahrscheinlich nie gegeben hat. Poddy, der Mars ist die Schweiz des Sonnensystems – oder gar nichts. Das meint der Präsident, und das meine auch ich. Ein kleiner Mann – und ein kleines Land, wie die Schweiz oder der Mars, können sich gegen größere, mächtigere Nachbarn nur halten, wenn sie sich kampfbereit zeigen. Wir haben nie einen Krieg gehabt, und ich hoffe, daß sich das nie ändert, weil wir ihn wahrscheinlich verlieren würden. Aber wenn wir die Bereitschaft zeigen, wird er vielleicht nie kommen.«

Er seufzte. »So sehe ich die Dinge. Aber Mr. Finnegan meint, daß wir uns der Terra-Föderation anschließen sollten, weil der Mars klein und schwach ist. Vielleicht hat er recht. Ich glaube aber nicht daran. Ich glaube, das wäre das Ende des Mars als unabhängiges Land, als freie Gesellschaft. Außerdem, wenn der Mars seine Unabhängigkeit aufgibt, kann es nur eine Frage der Zeit sein, bis auch die Venus denselben Weg geht. Ich habe seit unserer Ankunft hier die Zeit damit verbracht, Mr. Cunha davon zu überzeugen und ihn zu bewegen, daß sein Gesandter mit uns gemeinsame Sache gegen Terra macht. Damit könnte man Luna auch zu uns herüberziehen, weil sowohl die Venus als auch der Mars billiger an Luna verkaufen können als Terra. Aber so einfach war das nicht. Die Corporation hat von Anfang an eine Politik der Nichteinmischung betrieben. Sie kauft und verkauft, Fragen werden nicht gestellt.

Aber ich versuchte, Mr. Cunha folgendes deutlich zu machen: Wenn Luna, Mars und Terra – die Jupitermonde zählen kaum – unter derselben Herrschaft stehen, wäre die Venus-Corporation bald ebensowenig frei wie General Motors oder IG-Farben. Er sah das auch ein – bis ich bei Clarks Verschwinden die Nerven verlor.« Er schüttelte den Kopf. »Poddy, ich bin ein schlechter Diplomat.«

»Du bist nicht der einzige, der zornig geworden ist«, sagte ich und erzählte ihm von der Ohrfeige, die ich Dexter gegeben hatte.

Zum erstenmal lächelte er. »Oh, Poddy, Poddy, du wirst nie eine Dame. Du bist genauso unbeherrscht wie ich.«

Er lächelte diesmal richtig und fuhr mir durchs Haar. »Du bist die blondeste, blauäugigste Wilde, die ich je gesehen habe. Eine Barbarin. Wie ich. Sag ihm lieber, daß es dir leid tut, Kleines, weil Dexter völlig recht hatte. Ich bin ein alter Trottel. Ich werde mich bei seinem Vater entschuldigen, sogar auf den Knien, wenn er es verlangt. Man sollte seine Irrtümer restlos eingestehen. Und du gibst Dexter einen Kuß und versöhnst dich mit ihm – Dexter ist ein feiner Junge.«

»Ich werde mich entschuldigen und versöhnen – aber küssen werde ich ihn nicht. Das habe ich nämlich noch nie getan.«

Er sah mich überrascht an. »So? Magst du ihn nicht? Oder haben wir doch zuviel skandinavisches Blut in die Familie gebracht?«

»Ich mag Dexter sehr gerne, und du bist verrückt, wenn du glaubst, daß schwedisches Blut kälter ist als polynesisches. Ich könnte mich für Dexter sehr erwärmen – deswegen habe ich ihn ja nicht geküßt.«

Er überlegte. »Das ist vernünftig. Lieber junge Männer küssen, die dir nicht den Verstand vernebeln. Aber er ist ein guter Junge, wenn auch lange nicht gut genug für meine wilde Nichte.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Onkel, was wirst du wegen Clark unternehmen?«

Seine gute Stimmung verschwand. »Nichts. Gar nichts.«

»Aber wir müssen doch etwas tun!«

»Was, Poddy?«

Eben. Ich hatte mir alles hundertmal durch den Kopf gehen lassen. Die Polizei verständigen? Der Generaldirektor ist die Polizei – alle arbeiten für ihn. Einen Privatdetektiv anheuern? Wenn es sie auf der Venus geben sollte, stehen sie unter Vertrag mit Mr. Cunha oder vielmehr mit der Venus-Corporation.

Anzeigen in den Zeitungen aufgeben? Alle Taxifahrer befragen? Clarks Bild im Fernsehen bringen und Belohnungen aussetzen? Gleichgültig, was man sich auch einfallen lassen mochte, alles auf der Venus gehört dem Generaldirektor. Oder vielmehr der Firma, die er leitet. Das ist dasselbe, obwohl mir Onkel Tom erzählt hat, die Cunhas besäßen nur einen geringen Teil der Aktien.

»Poddy, ich habe alles bedacht und mit Mr. Cunha besprochen – entweder tut er es schon oder er hat mich davon überzeugt, daß es unter den hiesigen Umständen nicht riskiert werden darf.«

»Was sollen wir bloß tun?«

»Warten. Aber wenn dir etwas einfällt, irgend etwas, das uns weiterhelfen könnte, dann sag es mir, und wenn es noch nicht in die Wege geleitet ist, werde ich mit Mr. Cunha telefonieren und fragen, ob man es wagen kann. Du darfst mich jederzeit wecken.«

»Ja.« Ich bezweifelte, daß er schlafen würde. Ich konnte auch kein Auge zutun. Aber mich störte noch etwas anderes. »Was tust du, wenn die ›Tricorn‹ zur Erde fliegt, und Clark noch nicht zurück ist?«

Er antwortete nicht. Die Falten in seinem Gesicht traten stärker hervor. Ich wußte, wie die Entscheidung aussah...

Aber ich hatte selbst eine schwere Entscheidung zu fällen, hatte lange Zeit mit dem heiligen Podkayne darüber gesprochen und entschieden, daß Poddy ihren Schwur brechen mußte. Das klingt vielleicht albern, aber nicht für mich. Ich hatte in meinem ganzen Leben noch keinen gebrochen, und in Zukunft werde ich meiner nie mehr ganz sicher sein.

Ich erzählte Onkel Tom von der geschmuggelten Bombe.

Zu meiner Überraschung nahm er das ernst, nachdem ich mich praktisch schon davon überzeugt hatte, daß Clark mich auf den Arm genommen hatte. Schmuggeln, gewiß, ich weiß, daß das auf jedem Schiff üblich ist. Aber keine Bombe. Irgend etwas von Wert, das man durch Bestechung an Bord zu bringen wünscht. Clark war vermutlich noch einmal bezahlt worden, als er das Paket an einen Steward oder irgendeine andere Person ausgehändigt hatte. Ich kenne Clark.

Aber Onkel Tom verlangte, daß ich ihm den Mann, mit dem sich Clark auf der Deimos-Station unterhalten hatte, genau beschrieb.

»Ich kann doch nicht, Onkel! Ich habe ihn kaum gesehen. Ein Mann, nicht groß, nicht klein, nicht besonders hager oder dick, unauffällig gekleidet – und ich glaube nicht, daß ich sein Gesicht

überhaupt gesehen habe. Doch, ja, aber ich kann mich nicht mehr erinnern.«

»Kann es einer der Passagiere gewesen sein?«

Ich dachte angestrengt nach. »Nein. Sonst wäre mir sein Gesicht später aufgefallen. Hm... Ich bin ziemlich sicher, daß er sich nicht mit uns angestellt hat. Ich glaube, er ging zum Ausgang, durch den man die Fährakete erreicht.«

»Wahrscheinlich«, meinte er. »Ganz sicher sogar – wenn es wirklich eine Bombe und nicht nur ein Phantasieprodukt Clarks war.«

»Warum sollte es denn eine Bombe gewesen sein?«

Er erwiderte nichts. Ich wußte ja schon Bescheid. Warum wollte jemand die ›Tricorn‹ in die Luft sprengen und alle Leute töten? Nicht, um Versicherungssummen zu kassieren, wie man es manchmal in Romanen liest. Lloyds versichern ein Schiff nicht für solche Summen, daß es sich lohnen würde.

Warum also?

Um das Schiff nicht zur Venus gelangen zu lassen.

Aber die ›Tricorn‹ war doch schon oft auf der Venus gelandet.

Und irgend jemand an Bord sollte nicht die Venus erreichen – oder Luna.

Wer? Nicht Podkayne Fries. Ich war für niemand wichtig, außer für mich.

Die nächsten zwei Stunden durchsuchten Onkel Tom und ich das ganze Appartement. Wir fanden nichts. Ich hatte auch nicht damit gerechnet. Wenn es eine Bombe gab – was ich immer noch nicht ganz glaubte – und Clark sie wirklich vom Schiff geschafft und hier versteckt hatte, war ihm Zeit genug geblieben, sich gründlich damit zu befassen und sie harmlos erscheinen zu lassen.

Wir durchsuchten Clarks Zimmer als letztes, weil es am wenigsten zu versprechen schien. Das heißt, wir fingen

gemeinsam an, und Onkel mußte allein weitermachen. In Clarks Sachen zu kramen, wurde mir zuviel, und Onkel schickte mich in den Salon zurück.

Ich hatte mich ausgeweint, bis er zurückkam. Ich hatte sogar einen Vorschlag. »Sollten wir uns einen Geigerzähler bringen lassen?«

Onkel Tom schüttelte den Kopf und setzte sich. »Wir suchen keine Bombe, Liebes.«

»Nein?«

»Nein. Wenn wir sie finden, wäre damit nur bewiesen, daß Clark dir die Wahrheit gesagt hat, und das unterstelle ich vorsichtshalber schon einmal. Weil... nun, weil ich mehr über die ganze Geschichte weiß, als ich dir vorhin erzählt habe... und mir auch klar ist, wie weit manche Leute gehen. Politik ist weder ein Spiel noch ein schlechter Witz, wie manche Leute meinen. Der Krieg selbst ist nur eine Fortsetzung der Politik. Also finde ich an einer Bombe in der Politik nichts Überraschendes. Hunderte und Tausende Male sind in der Vergangenheit Bomben politisch eingesetzt worden. Nein, wir suchen nicht nach einer Bombe, sondern nach einem Mann – den du für ein paar Sekunden gesehen hast. Wahrscheinlich nicht einmal nach ihm, sondern nach der Person, zu der uns dieser Mann führen könnte. Wahrscheinlich jemand im Büro des Präsidenten, jemand, dem er vertraut.«

»Wenn ich ihn mir nur richtig angesehen hätte!«

»Mach dir keine Vorwürfe, Kleines. Du hast nichts gewußt. Es gab keinen Grund für dich, genau hinzusehen. Aber du kannst dich darauf verlassen, daß Clark weiß, wie er aussieht. Falls, ich meine, sobald Clark zurückkommt, lassen wir ihn die Fotokartei in Marsopolis durchblättern. Und alle Visumfotos der letzten zehn Jahre, wenn es nötig sein sollte. Der Mann wird gefunden. Und durch ihn die Person, der unser Präsident zu Unrecht vertraut!« Onkel Tom sah plötzlich ganz grimmig aus. »Und wenn wir ihn

haben, nehme ich die Sache persönlich in die Hand. Wir werden sehen.«

Dann lächelte er und fügte hinzu: »Aber jetzt geht Poddy ins Bett. Du solltest längst schlafen.«

»Äh... Wie spät ist es in Marsopolis?«

Er sah auf die andere Uhr. »Viertel neun. Du willst doch nicht deine Eltern anrufen? Hoffentlich nicht.«

»Oh, nein! Ich sage ihnen kein Wort. Wenn Clark nicht – bis Clark zurückkommt. Und dann vielleicht auch nicht. Aber wenn es erst Viertel neun ist, will ich noch nicht ins Bett. Nicht, bis du gehst.«

»Ich lege mich vielleicht überhaupt nicht schlafen.«

»Egal. Ich will bei dir bleiben.«

Er sah mich an, dann sagte er leise: »Gut, Poddy. Niemand wird erwachsen, wenn er nicht wenigstens einmal eine Nacht durchwacht, die Jahre zu dauern scheint.«

Wir blieben eine Weile stumm sitzen, es gab nichts zu sagen, was nicht schon ausgesprochen war.

Schließlich sagte ich: »Onkel Tom? Erzähl mir die Poddy-Geschichte –«

»In deinem Alter?«

»Bitte.«

Er erzählte sie.

Er muß mich wohl in mein Zimmer gebracht haben, denn als ich aufwachte, lag ich angezogen im Bett. Er war fortgegangen, hatte mir aber einen Zettel hinterlassen, wonach ich ihn notfalls unter dem Privatcode des Generaldirektors erreichen könne. Ich

hatte keinen Grund, ihn zu belästigen und wollte mit niemandem sprechen, also warf ich Maria und Maria hinaus und frühstückte im Bett. Ziemlich viel, muß ich zugeben – der Körper verlangt sein Recht.

Dann holte ich zum erstenmal seit der Landung mein Tagebuch heraus. Ich will damit nicht sagen, daß ich es nicht weitergeführt hätte, nur sprach ich es, statt zu schreiben. Im Schreibtisch der Bibliothek in unserem Appartement war ein Tonbandgerät eingebaut, und ich fand heraus, wie angenehm es war, auf diese Weise Tagebuch zu führen. Eigentlich sogar schon früher, weil mich Mr. Glahcy das Gerät im Schiff benutzen ließ.

Der einzige Nachteil bei dem Gerät in der Bibliothek war, daß Clark jederzeit hereinschneien konnte. Aber am ersten Einkaufstag entdeckte ich in einem Kaufhaus einen wunderschönen Mini-Recorder – nur zehn fünfzig, und das Gerät paßte genau in die Hand. Man kann hineinsprechen, ohne aufzufallen; ich konnte einfach nicht widerstehen. Seither trage ich es in meiner Geldbörse mit mir herum.

Jetzt wollte ich aber in meinem Tagebuch nachsehen, ob ich etwas erwähnt hatte, was mich an das Aussehen des Mannes erinnerte.

Leider nicht. Keine Spuren. Aber ich fand einen Zettel von Clark. Er schrieb:

Pod,

wenn Du das findest, wird es Zeit, daß Du es liest. Ich verwende Vierundzwanzig-Stunden-Tinte und hoffe, den Brief abholen zu können, bevor Du ihn zu sehen bekommst. Girdie ist in Schwierigkeiten, und ich werde sie retten. Ich habe niemandem etwas erzählt, weil das meine Aufgabe ist und ich nicht will, daß sich jemand einmischt. Vorsicht ist trotzdem die Mutter der Porzellankiste. Wenn ich solange wegbleibe, daß Du diesen Brief lesen kannst, wird es Zeit, Onkel Tom Bescheid zu sagen. Er soll sich an Cunha wenden. Ich

kann Dir nur sagen, daß am Südtor ein Zeitungskiosk steht. Dort kaufst Du ein Exemplar des ›Daily Merchandiser‹ und fragst, ob sie Dauerleuchten haben. Dann sagst Du: »Geben Sie mir lieber zwei – wo ich hin muß, ist es sehr dunkel.« Aber Du selbst darfst das nicht machen. Ich will nicht, daß es schiefgeht.

Falls ich Pech habe, kannst Du meine Gesteinssammlung haben.

Clark

Vor meinen Augen verschwamm alles. Diese letzte Zeile – ich kenne ein Testament, wenn ich es sehe, obwohl ich noch nie eines vor Augen gehabt hatte. Dann richtete ich mich auf und nahm mich zusammen. Ich hatte Arbeit vor mir.

Ich rief sofort Onkel Tom an, weil ich mit Clark in einem Punkt übereinstimmte. Ich verzichtete darauf, den Helden zu spielen, wie er es offensichtlich getan hatte. Ich wollte mir soviel Hilfe beschaffen wie nur möglich.

Ich rief also die Privatnummer des Generaldirektors an – und bekam keine Antwort. Ich wurde einfach an eine andere Nummer verwiesen. Dort meldete sich jemand – aber es war nur ein Tonband. Onkel Tom. Er wiederholte, was er mir schon geschrieben hatte, nämlich, daß er sehr beschäftigt sei und ich unter keinen Umständen das Appartement verlassen dürfe, bis er zurück sei – allerdings fügte er hinzu, daß ich niemand in die Wohnung lassen dürfe, nicht einmal einen Mechaniker, auch kein Personal, abgesehen von Maria und Maria.

Als das Tonband zum drittenmal ablief, schaltete ich ab. Dann rief ich Mr. Cunha in seinem Büro an. Nachdem ich mich als Miss Fries, Nichte von Senator Fries, identifiziert hatte, gelangte ich endlich bis zu seiner Sekretärin.

»Mr. Cunha ist nicht zu erreichen. Tut mir sehr leid, Miss Fries.«

Ich verlangte, daß sie Onkel Tom verständige. »Ich weiß nicht, wo er sich aufhält. Tut mir sehr leid, Miss Fries.«

Dann wollte ich mit Dexter sprechen. »Mr. Dexter ist für Mr. Cunha auf einer Inspektionsreise. Bedauere.«

Sie konnte oder sollte mir nicht sagen, wann Dexter zurückerwartet wurde, und sie wollte oder konnte keinen Weg finden, mich mit ihm zu verbinden. Das glaubte ich einfach nicht, weil ich als Besitzer eines planetengroßen Unternehmens in jedem Bergwerk, auf jeder Farm, in jeder Fabrik, in jedem Flugboot zu erreichen gewesen wäre. Tag und Nacht. Und ich kann mir nicht vorstellen, daß Mr. Cunha von solchen Dingen weniger versteht als ich.

Das sagte ich ihr auch, ohne mich einer höflichen Ausdrucksweise zu befleißigen. Ich wurde richtig wütend und gebrauchte Worte, die ich gar nicht in mir vermutet hatte. Onkel Tom hat recht. In mir steckt doch eine Wilde.

Aber die Wirkung war gleich Null. Sie sagte nur: »Bedaure sehr, Miss Fries«, und ich knurrte wie eine Löwin und legte auf.

Glauben Sie, der Generaldirektor verwendet in seiner Telefonzentrale einen Roboter? Zutrauen würde ich es ihm. Niemand hätte sich bieten lassen, war mir von der Zunge gerutscht war, selbst, wenn sie die meisten Worte nicht verstanden hatte. Ich verstehe selbst nicht alle. Komplimente sind sie jedenfalls nicht.

Ich überlegte mir, ob ich Papa anrufen sollte; ich wußte daß er die Gebühren übernehmen würde, selbst wenn er sein Gehalt dafür verpfänden mußte. Aber der Mars war elf Minuten entfernt; das stand auf der Wählscheibe. Die Verbindung über die Hermes-Station und Luna City empfahl sich noch weniger. Mit zweiundzwanzig Minuten Pause zwischen jeder Bemerkung würde ich fast den ganzen Tag brauchen, um ihm zu erklären, was geschehen war, obwohl die Wartezeit nichts kostete. Ich hätte vielleicht doch angerufen – aber – nun, was konnte Papa schon tun, dreihundert Millionen Kilometer entfernt? Das einzige,

was ich damit zu erreichen vermochte, war, daß seine letzten sechs Haare auch noch weiß wurden.

Erst als ich mich einigermaßen beruhigt hatte, fiel mir auf, daß, abgesehen von Clarks Prahlereien, noch etwas faul war. Girdie...

Richtig, ich hatte Girdie zwei Tage nicht gesehen, weil sie in einer anderen Schicht arbeitete. Aber ich hatte zu einer Zeit mit ihr gesprochen, als Clark wahrscheinlich schon verschwunden war, obwohl ich angenommen hatte, er sei aus irgendeinem undurchsichtigen Grund sehr früh aufgestanden, statt in dieser Nacht überhaupt nicht nach Hause zu kommen.

Onkel Tom hatte sich tags zuvor mit ihr unterhalten, kurz bevor wir zur Cunha-Villa hinausgefahren waren, und hatte sie ausdrücklich gefragt, ob sie Clark gesehen habe – was sie verneinte.

Es machte mir keinerlei Schwierigkeiten, Dom Pedro zu erreichen – nicht jenen Dom Pedro, den ich an dem Abend mit Dexter kennengelernt hatte, sondern den Dom Pedro der jetzigen Schicht. Inzwischen wissen aber längst alle Dom Pedros, wer Poddy Fries ist; das Mädchen, mit dem Dexter ausgeht. Er erklärte mir sofort, daß Girdie vor einer halben Stunde ihre Schicht beendet habe, ich möge ihr Hotel anrufen. Außer – er erkundigte sich und kam zurück; irgend jemand schien anzunehmen, daß Girdie zum Einkaufen gegangen sei.

Ich wußte schon, daß sie sich nicht in dem kleinen Hotel befand, wohin sie inzwischen gezogen war; eine dort hinterlassene Nachricht hätte sie sofort zu einem Anruf veranlaßt.

Das war das Ende. Ich konnte mich an keinen Menschen wenden, es blieb mir nichts anderes übrig, als im Appartement zu warten, bis Onkel Tom zurückkam, *wie* er es mir aufgetragen hatte.

Ich nahm meine Tasche und einen Mantel und ging.

Genau drei Meter. Ein großer, muskulöser Mann stellte sich mir in den Weg. Als ich an ihm vorbeischlüpfen wollte, sagte er: »Na, na, Miss Fries. Ihr Onkel hat Anweisungen hinterlassen.«

Ich versuchte es in der anderen Richtung und entdeckte, daß er sehr schnell auf den Beinen war, für seine Größe. Ich wurde in das Appartement zurückbefördert. Irgendwie habe ich das Gefühl, daß mir Onkel Tom nicht ganz traut.

Ich ging in mein Zimmer, machte die Tür zu und dachte nach. Das Zimmer war noch nicht aufgeräumt, überall stand schmutziges Geschirr herum, weil ich Maria und Maria trotz der Sprachschwierigkeiten klargemacht hatte, daß Miss Fries es nicht vertragen kann, gestört zu werden.

Der plumpe, zweistöckige Rolltisch, der mein Frühstück gebracht hatte, stand immer noch an meinem Bett und sah aus wie eine geplünderte Stadt.

Ich leerte die untere Platte, verstaute die Sachen in meinem Badezimmer und bedeckte das Geschirr auf der oberen Platte mit dem Extra-Tuch, das mitgeliefert wurde, um den Blick der Gäste vor schmutzigem Geschirr zu bewahren.

Dann nahm ich das Haustelefon und erklärte, man möge sofort mein Frühstücksgeschirr abholen.

Ich bin nicht sehr groß. Man kann neunundvierzig Kilo von nur 157 Länge in einen sehr kleinen Raum pressen, wenn man sich Mühe gibt. Die untere Platte war hart, aber ich hatte einigermaßen Platz. Allerdings waren mir einige Ketchup-Kleckse zu spät aufgefallen.

Man hielt sich jedoch strikt an die Anweisungen Onkel Toms – oder Mr. Cunhas. Normalerweise kommt ein Küchenjunge, um den Speisewagen abzuholen; diesmal fuhren ihn die beiden Marias durch den Hinterausgang zum Frachtlift – und dabei erfuhr ich etwas Interessantes, wenn auch nicht maßlos Überraschendes. Maria sagte etwas auf portugiesisch, die andere erwiderte in einem Ortho, das sie so geläufig sprach wie ich: »Wahrscheinlich sitzt sie in der Badewanne, das faule Stück.«

Ich nahm mir vor, ihr das heimzuzahlen.

Jemand rollte mich viele Stockwerke tiefer aus dem Lift und stellte mich in eine Ecke. Ich wartete ein paar Minuten, dann

kroch ich hinaus. Ein Mann in einer fleckigen Schürze sah mich verblüfft an. Ich sagte: »Vielen Dank!« drückte ihm einen Geldschein in die Hand und marschierte hoherhobenen Hauptes zum Hintereingang hinaus. Zwei Minuten später saß ich in einem Taxi.

Ich habe die Notizen ergänzt, während das Taxi zum Südtor rast, um nicht vor Nervosität zu platzen. Ich muß zugeben, daß ich mich trotzdem ausgezeichnet fühle. Handeln ist besser als warten.

Die Tonbandspule ist beinahe voll, also werde ich sie austauschen und am Südtor an Onkel Tom mit der Post zurückschicken. Ich hätte einen Brief hinterlassen sollen, ich weiß – aber das Tonband ist sogar besser als ein Brief. Hoffentlich.

13

Na, ich kann mich nicht beschweren, daß ich keine Elfen gesehen hätte. Sie sind wirklich so süß, wie man sie beschreibt – aber es wäre mir völlig egal, wenn ich nie mehr eine zu Gesicht bekäme.

Mich tapfer in den Kampf werfend, angesichts unüberwindlicher Schwierigkeiten, überwältigte ich durch meine Tollkühnheit...

So war es ganz und gar nicht. Ich pfuschte. Und wie. Hier sitze ich, irgendwo draußen im Busch, in einem Raum ohne Fenster, mit nur einer Tür. Diese Tür nützt mir allerdings nicht sehr viel, weil eine Elfe auf dem Rahmen hockt. Sie ist wirklich entzückend, und der grüne Teil ihres Pelzes sieht genau aus wie ein Ballettröckchen. Sie gleicht einem Miniaturmenschen mit Flügeln nur vage – aber es heißt, daß sie um so menschlicher wirken, je länger man hier ist. Sie hat Augen wie eine Katze, und ein hübsches Lächeln.

Ich nenne sie Titania, weil ich ihren richtigen Namen nicht aussprechen kann. Sie versteht ein paar Worte Ortho, aber das

ist alles, weil die kleinen Schädel nur knapp die doppelte Gehirnkapazität einer Katze haben. Verstandesmäßig steht sie also auf der Stufe eines Idioten.

Die meiste Zeit hockt sie einfach da und beleckt ihr Baby – kätzchengroß und genauso nett. Ich nenne es ›Ariel‹. Ariel kann noch nicht fliegen, aber Titania bringt es ihm bei – sie wirft ihn in die Höhe, und er sackt ab und schwebt auf den Boden hinunter, wo er kläglich miaut, bis sie ihn holt.

Ich verbringe fast die ganze Zeit mit a) Denken, b) mein Tagebuch aufs laufende zu bringen, c) Titania zu überreden, daß sie mich Ariel auf den Arm nehmen läßt. Kleine Fortschritte habe ich schon erzielt – ich darf ihn aufheben und ihr hinaufreichen. Der Kleine hat überhaupt keine Angst vor mir.

Ich kann in meinem Zimmer alles mögliche tun und überall hingehen, solange ich nicht näher als zwei Meter an die Tür herankomme. Warum? Raten Sie mal! Sie geben es auf? Weil Elfen sehr scharfe Zähne und Klauen haben; sie sind Fleischfresser. Ich habe eine übelaussehende Bißwunde und zwei Kratzer am linken Arm als Beweis, gerötet, schmerzhaft und kaum heilend. Wenn ich der Tür zu nahe komme, stürzt sie sich auf mich.

Im übrigen ist sie recht gutmütig – ich kann mich auch sonst nicht beschweren. Ich bekomme oft genug zu essen; ein Eingeborener bringt mir wirklich gute Speisen auf einem Tablett. Aber ich sehe ihn weder beim Liefern noch beim Abholen. Venusianer sehen menschenähnlich aus; je länger man sie aber betrachtet, desto übler wird einem. Sie haben sicher schon Bilder gesehen, aber den Bildern fehlt der Geruch und der schlaffe, ekelhafte Mund, vor allem der Eindruck, daß dieses Wesen schon lange tot war und jetzt durch scheußliche Zauberkünste wieder zum Leben erweckt worden ist.

Ich nenne ihn ›Pinhead‹, aber für ihn ist das ein Kompliment. Man möchte am liebsten ins Kloster gehen, wenn man ihn sieht.

Ich esse die Speisen, weil ich davon überzeugt bin, daß Pinhead sie nicht gekocht hat. Ich glaube zu wissen, wer sich darum kümmert. Sie ist eine gute Köchin.

Aber ich muß ein bißchen ausholen. Ich sagte zu dem Zeitungsverkäufer: »Geben Sie mir lieber zwei – wo ich hin muß, ist es sehr dunkel.« Er zögerte, sah mich an, und ich wiederholte die Worte.

Bald darauf saß ich in einem anderen Flugwagen, der über den Busch hinausflog. Sind Sie bei dichtem Nebel schon einmal eine Schleife geflogen? Das reichte. Ich habe nicht die geringste Ahnung, wo ich bin, abgesehen davon, daß ich nicht weiter als zwei Flugstunden von Venusburg entfernt sein kann und daß in der Nähe eine kleine Kolonie von Elfen wohnt. Ich habe sie vor der Landung umherfliegen sehen, und war so interessiert, daß ich mir die Gegend nicht genau ansah, bevor der Wagen landete und die Tür aufging. Allerdings hatte mir das auch nicht sehr viel genützt.

Ich stieg aus, der Flugwagen brauste sofort davon... und ich stand vor einer offenen Tür; eine vertraute Stimme sagte: »Poddy! Komm 'rein, Liebling, komm 'rein!«

Und ich war plötzlich so erleichtert, daß ich mich in ihre Arme warf und sie an mich drückte. Es war Mrs. Grew, dick und freundlich wie immer.

Ich sah mich um, und da war Clark – er starrte mich an, sagte: »Dumme Gans!« und wandte sich ab. Und ich sah Onkel Tom – er saß in einem anderen Stuhl, und ich wollte mich gerade mit Freudenschreien auf ihn stürzen – als mich Mrs. Grews Arme plötzlich festhielten und sie beruhigend sagte: »Nein, nein, Liebes, nicht so schnell.« Sie ließ mich erst los, als sich jemand – Pinhead wahrscheinlich – an meinem Nacken zu schaffen gemacht hatte.

Dann bekam ich einen großen, bequemen Stuhl ganz für mich allein, aber ich wollte ihn nicht, weil ich mich vom Hals abwärts

nicht bewegen konnte. Bis auf ein gewisses Prickeln fühlte ich mich ganz in Ordnung, aber ich konnte mich nicht rühren.

Onkel sah aus wie Mr. Lincoln nach der Schlacht von Waterloo. Er sagte gar nichts.

Mrs. Grew meinte fröhlich: »So, jetzt haben wir die ganze Familie beisammen. Sind Sie jetzt eher geneigt, die Angelegenheit vernünftig zu besprechen, Senator?«

Onkel Tom drehte den Kopf einen halben Zentimeter zur Seite.

»Na, na«, meinte sie. »Wir wollen ja, daß Sie an der Konferenz teilnehmen. Nur mit der richtigen Einstellung. Wenn wir uns nicht einigen können – nun, wir dürfen nicht zulassen, daß man einen von euch jemals wieder findet. Ist das nicht klar? Das wäre doch wirklich bedauerlich – vor allem für die Kinder.«

»Her mit dem Schierlingsbecher«, sagte Onkel Tom.

»Das ist doch nicht Ihr Ernst!«

»Ganz sicher!« sagte Clark mit schriller Stimme. »Sie dreckige Schlampe! Sie – zensiert –!« Und ich begriff, daß er wirklich mit den Nerven fertig sein mußte, denn er betrachtet den Gebrauch von Schimpfworten sonst als verachtenswert.

Mrs. Grew sah Clark gelassen, beinahe sanft an. Dann rief sie Pinhead wieder herein. »Nimm ihn mit und halt ihn wach, bis er stirbt.« Pinhead hob Clark auf und trug ihn hinaus. Aber Clark hatte das letzte Wort. »Und außerdem«, brüllte er, »betrügen Sie beim Kartenspiel! Ich habe Sie beobachtet.«

Für einen kurzen Augenblick sah Mrs. Grew wirklich verärgert aus. Dann ordnete sie ihr Gesicht in die übliche freundliche Miene und sagte zu Onkel Tom: »Nachdem ich jetzt beide Kinder zur Verfügung habe, kann ich ruhig eines davon beseitigen. Vor allem, da Sie Poddy so gern haben. Zu gern, würden manche Leute sagen, Psychiater zum Beispiel.«

Ich dachte darüber nach... und beschloß, für den Fall, daß ich jemals aus dieser Patsche herauskommen sollte, sie ausstopfen zu lassen und meinem Onkel zu schenken.

Onkel Tom ignorierte diese Bemerkung. Kurz danach gab es einen Höllenlärm, Metall dröhnte gegen Metall. Mrs. Grew lächelte. »Ein wenig primitiv, aber es funktioniert. Früher war es ein Wasserboiler, als hier noch eine Farm stand. Unglücklicherweise ist er nicht groß genug, um sich hinsetzen oder stehen zu können – ein Kerl wie Clark kann aber keine Bequemlichkeit beanspruchen. Der Lärm kommt daher, daß von außen mit einem Stahlrohr dagegen geschlagen wird.« Sie blinzelte und machte ein nachdenkliches Gesicht. »Ich weiß nicht, wie wir uns unterhalten sollen, bei diesem Lärm. Ich glaube, ich muß den Tank wegschaffen lassen – vielleicht kommen wir aber schneller zu einem Ergebnis, wenn ich ihn hereintragen lasse, damit Sie auch die Laute hören können, die er im Tank macht. Was meinen Sie, Senator?«

»Mrs. Grew!« fuhr ich dazwischen.

»Ja, Liebes? Poddy, es tut mir sehr leid, aber ich bin beschäftigt. Später trinken wir zusammen eine Tasse Tee. Nun, Senator –«

»Mrs. Grew, Sie haben keine Ahnung von Onkel Tom! Auf diese Weise bringen Sie überhaupt nichts aus ihm heraus.«

Sie überlegte: »Ich glaube, du übertreibst, mein Kleines.«

»Nein, nein, nein! Es gibt überhaupt keinen Weg, wie Sie Onkel Tom dazu bringen können, gegen den Mars etwas zu unternehmen. Aber wenn Sie Clark – oder mir – weh tun, wird er nur um so halsstarriger werden. Ja, er liebt mich, und er liebt auch Clark. Wenn Sie ihn beeinflussen wollen, indem Sie einen von uns mißhandeln, verschwenden Sie Ihre Zeit!« Ich sprach schnell und so aufrichtig, wie es mir möglich war. Ich schien Clarks Schreie zu hören. Nicht sehr wahrscheinlich, nehme ich an, bei diesem Höllenlärm. Aber als Baby fiel er einmal in einen Papierkorb... und er schrie fürchterlich, bevor ich ihn herausholte. Das habe ich wohl noch im Ohr.

Mrs. Grew lächelte liebenswürdig. »Poddy, du bist ein kleines Mädchen und hast Flausen im Kopf. Der Senator wird genau das tun, was ich von ihm verlange.«

»Nicht, wenn Sie Clark töten.«

»Du bist jetzt still, verstanden, sonst muß ich dir ein paar hinter die Löffel geben. Ich bringe deinen Bruder nicht um –«

»Aber Sie haben doch gesagt –«

»Der Eingeborene, der deinen Bruder mitgenommen hat, kann gar nicht verstehen, was ich gesagt habe. Er kennt nur ein paar Worte Ortho, aber keinen ganzen Satz. Ich habe das nur gesagt, um deinen Bruder zu präparieren, damit er, wenn ich ihn wieder hereinhole, vor deinem Onkel auf die Knie fällt und ihn bittet, zu tun, was ich verlange.«

Sie lächelte. »Man hat dir wohl eingeredet, Patriotismus oder etwas ähnlich Albernnes würde das Eigeninteresse eines Menschen übertreffen. Glaube mir, ich habe nicht die geringste Befürchtung, daß ein kluger Politiker wie dein Onkel derart lächerlichen Abstraktionen nachgeben wird. Was ihm Sorgen macht, ist sein eigener politischer Ruin, wenn er tut, was ich möchte. Nun, Senator?«

»Madam«, sagte Onkel Tom gepreßt, »ich sehe keinen Sinn darin, mich mit Ihnen zu unterhalten.«

»Ich auch nicht. Aber Sie können zuhören, während ich es Poddy erkläre. Kleines, dein Onkel ist ein eigensinniger Mann, und er wird seinen eigenen politischen Untergang nicht auf die leichte Schulter nehmen. Ich brauche einen Faden, um ihn tanzen zu lassen – und mit dir glaube ich ihn gefunden zu haben.«

»Nein!«

Sie sah Onkel Tom nachdenklich an. »Senator, ich kann nicht entscheiden, welche von zwei Methoden bei Ihnen schneller wirkt. Sie verstehen, ich möchte Sie nach Ihrem Einverständnis daran erinnern, daß Sie mitmachen wollen. Manchmal bleibt ein

Politiker nicht bei seinem Wort. Wenn ich Sie freigelassen habe, wäre es da besser, Ihnen Ihren Neffen mitzugeben, als ständige Mahnung, oder wäre es besser, ihn hierzubehalten und ihn jeden Tag ein bißchen zu mißhandeln – während seine Schwester zusieht? Damit sie genau weiß, was mit ihr geschehen wird... wenn Sie in Luna City auf dumme Gedanken kommen sollten. Was meinen Sie, Sir?«

»Die Frage stellt sich nicht.«

»Wirklich nicht, Senator?«

»Weil ich nicht in Luna City sein werde, ohne beide Kinder unverletzt bei mir zu haben.«

Mrs. Grew lachte. »Wahlpropagande, Senator. Ich befasse mich später mit Ihnen. Aber jetzt« – sie warf einen Blick auf eine Uhr an ihrem umfangreichen Busen » – muß ich diesem schrecklichen Lärm ein Ende machen, ich bekomme Kopfschmerzen davon. Ich bezweifle, ob Ihr Neffe das überhaupt noch hören kann, höchstens durch seine Knochen.« Sie stand auf und ging hinaus. Für eine Frau in ihrem Alter und von ihrem Umfang bewegte sie sich mit erstaunlicher Grazie.

Plötzlich hörte der Lärm auf.

Die Überraschung war so groß, daß ich zusammengezuckt wäre, hätte ich mich unterhalb des Halses bewegen können.

Onkel Tom sah mich an. »Poddy, Poddy –«, sagte er leise.

»Onkel, daß du dieser Frau nicht einen Millimeter nachgibst!« sagte ich.

»Poddy, ich kann ihr nicht nachgeben. Um keinen Fingerbreit, das verstehst du doch? Nicht wahr?«

»Natürlich! Aber hör zu – du könntest doch so tun. Sag ihr irgend etwas. Schau, daß du hier herauskommst und Clark mitnehmen kannst, wie sie vorhin meinte. Dann kannst du mich retten. Ich halte es schon aus. Du wirst sehen!«

Er sah entsetzlich alt aus. »Poddy... Poddy, Kleines... ich fürchte... daß das unser Ende ist. Sei tapfer, Liebes.«

»Äh, ich habe nicht sehr viel Übung. Aber ich werde mir Mühe geben.« Ich forschte in mir nach, ob ich Angst hatte, aber ich war ganz ruhig – solange Onkel Tom da war, wenn er auch nichts unternehmen konnte. »Onkel, was will sie denn eigentlich? Ist sie eine Fanatikerin?«

Er erwiderte nichts, weil wir beide Mrs. Grews Gelächter hörten. »Fanatikerin!« wiederholte sie, kam zu mir und zwickte mich in die Wange. »Poddy, ich bin keine Fanatikerin, und Politik bedeutet mir nicht mehr als deinem Onkel. Aber ich begriff vor vielen Jahren, als ich noch ein junges Mädchen war – sehr anziehend sogar, wie du es nie sein wirst –, daß der beste Freund einer Frau das Bargeld ist. Nein, mein Liebes, ich bin eine bezahlte Professionelle, und eine gute dazu.«

»Senator«, fuhr sie fort, »ich glaube, der Junge ist taub, aber ganz sicher bin ich mir nicht. Er hat das Bewußtsein verloren. Wir besprechen das später, ich muß mich jetzt ausruhen. Vielleicht sollten wir das alle tun.«

Sie rief Pinhead herein. Und ich wurde in den Raum getragen, in dem ich mich jetzt befinde. Als er mich aufhob, war ich wirklich erstaunt – ich konnte Arme und Beine etwas bewegen –, es prickelte so, wie Sie sich das nicht vorstellen können. Ich wehrte mich schwach. Aber es nützte nichts, ich wurde trotzdem hier hereingeschleppt.

Nach einer Weile verschwand die Wirkung des Medikaments, und ich fühlte mich beinahe normal, wenn auch ein wenig zittrig. Kurz danach entdeckte ich, daß Titania wirklich eine ausgezeichnete Bewacherin ist.

Ich besichtigte den Raum. Er enthielt nicht viel. Ein Bett mit Matratze, aber ohne Bettwäsche – die man in diesem Klima sowieso nicht braucht. Ein Tisch, an der Wand befestigt, und ein am Boden angeschraubter Stuhl davor. Leuchtröhren oben an den Wänden. Ich überprüfte alles, nachdem ich auf schmerzhaftes

Weise erfahren hatte, daß Titania mehr war als ein Spielzeug mit zarten Flügeln. Mrs. Grew, oder wer diesen Raum eingerichtet haben mochte, hatte nicht die Absicht, dort etwas als Waffe dienen zu lassen, gegen Titania oder jemand anderen. Auch Tasche und Mantel sind weg.

Ich bedauerte vor allem, meine Tasche verloren zu haben, weil ich immer eine Menge nützlicher Dinge darin herumschleppe. Zum Beispiel eine Nagelfeile – mit ihr hätte ich mich gegen die blutdürstige Elfe zur Wehr setzen können. Aber ich verschwendete keine Zeit damit. Meine Tasche lag, wo ich sie hatte fallen lassen, als man mich betäubte.

Eines finde ich ganz interessant: In diesem Zimmer hatte man, bevor ich eingetroffen war, Clark festgehalten. Eine seiner beiden Reisetaschen stand da – und ihr Fehlen hätte mir am Abend zuvor in seinem Zimmer eigentlich auffallen müssen, wenn ich nicht die Nerven verloren und Onkel Tom mit seiner Arbeit alleingelassen hätte. Die Tasche enthielt merkwürdige Dinge für einen Ritter, der seine Geliebte retten will: Kleidung... drei Sporthemden und zwei Shorts, ein paar Schuhe, einen Rechenschieber und drei Comic-Heftchen.

Ich wäre nicht überrascht gewesen, eine Flammenpistole oder mysteriöse Chemikalien zu finden – das hätte eher zu Clark gepaßt. Wenn man es sich richtig überlegt, ist Clark doch trotz seiner Talente ein kleiner Junge.

Ich machte mir Sorgen, als mir einfiel, er könne taub geworden sein. Dann verscheuchte ich diese Gedanken. Wenn es stimmte, konnte man nichts mehr tun – und seine Ohren würde er am wenigsten vermissen, weil er sowieso nie zuhörte.

Ich legte mich aufs Bett und las seine Comic-Heftchen. Ich habe sonst nicht viel für solche Lektüre übrig, aber sie waren recht unterhaltend, vor allem, weil sich die Helden immer aus Situationen befreiten, die viel schlimmer waren als die meinige.

Nach einer Weile schlief ich ein und hatte heroische Träume.

Ich wurde vom ›Frühstück‹ geweckt. Pinhead holte das Tablett ab; leichte Kunststoffteller und ein Plastiklöffel konnten kaum als tödliche Waffen dienen. Ich stellte aber erfreut fest, daß er mir meine Tasche gebracht hatte.

Ganze zehn Sekunden lang. Keine Nagelfeile. Kein Taschenmesser. Nichts Gefährlicheres als Lippenstift und Taschentuch. Mrs. Grew hatte sich nicht um mein Geld und um mein Tonbandgerät gekümmert, aber sie hatte alles herausgenommen, was mir hätte nützen und ihr schaden können. Ich biß die Zähne zusammen und aß, dann ergänzte ich das nutzlose Tagebuch. Das ist so ungefähr alles, was ich bisher getan habe – essen, schlafen und mit Ariel spielen. Er erinnert mich an Duncan...

Ich war aus Langeweile eingedöst, als ich geweckt wurde.

»Poddy –«

»Oh, Mrs. Grew.«

»Na, na, keine hastigen Bewegungen«, sagte sie mahnend. Ich dachte gar nicht daran, eine hastige Bewegung zu machen; sie hielt eine Pistole auf meinen Nabel gerichtet.

»Sei jetzt schön brav und nimm die Hände hinter den Rücken.« Ich tat es, und wenige Augenblicke später war ich gefesselt. Dann zog sie die Schnur über meinen Hals und hatte mich am Gängelband. Also wehrte ich mich nicht.

Oh, ich bin davon überzeugt, daß sie einen Augenblick lang die Waffe nicht auf mich gerichtet hatte, als die Handgelenke noch frei waren. Einer der Helden aus dem Comic-Heftchen hätte diesen Augenblick genützt, sie kampfunfähig gemacht und mit ihren eigenen Stricken gefesselt.

Bedauerlicherweise hieß keiner dieser Helden ›Poddy Fries‹. Meine Ausbildung umfaßt Kochen, Nähen, ziemlich viel Mathematik, Geschichte und Naturwissenschaft, dazu so Nützliches wie Zeichnen und Seifenherstellung. Aber den Kampf von Mann zu Mann habe ich nur sehr ungenügend in gelegentlichen Auseinandersetzungen mit Clark gelernt. Ich weiß, daß

Mutter das als Nachteil betrachtet, aber Papa hat es immer wieder hinausgeschoben, mich zu diesen Lehrgängen zu schicken – er möchte nicht, daß seine Tochter solche Dinge lernt.

Titania sah uns an, als wir durch die Tür gingen, aber Mrs. Grew zischte ihr etwas zu, und sie kümmerte sich wieder um Ariel.

Mrs. Grew ließ mich vorausgehen, einen Korridor entlang, durch das Wohnzimmer, wo ich Onkel Tom und Clark zuletzt gesehen hatte, durch eine andere Tür hinaus, einen Korridor entlang und in einen großen Raum...

Ich schrak zusammen und unterdrückte einen Schrei!

Mrs. Grew sagte fröhlich: »Schau ihn dir genau an, Kleines. Er ist dein neuer Zellengenosse.«

Der Raum war in der Mitte mit dicken Stahlstäben abgeteilt, wie ein Käfig im Zoo. Im Innern befand sich – nun, es war Pinhead, obwohl ich lange brauchte, bis ich ihn erkannte. Sie werden ja bemerkt haben, daß ich Pinhead nicht für gutaussehend halte. Glauben Sie mir, er war ein Apollo, im Vergleich zu dem Ungeheuer, das ich jetzt vor mir sah.

Dann lag ich auf dem Boden, und Mrs. Grew hielt mir ein Riechfläschchen unter die Nase. Jawohl, Kapitän Podkayne Fries, die berühmte Forscherin, war umgekippt wie eine alberne Jungfrau. Meinetwegen lachen Sie ruhig. Mir macht das nichts aus. Sie sind schließlich noch nie einem solchen Wesen vorgeworfen worden.

Mrs. Grew lachte. »Fühlst du dich besser?«

»Sie werden mich doch nicht mit ihm zusammensperren!«

»Was? O nein, nein, das war nur ein kleiner Scherz. Dein Onkel wird dafür sorgen, daß wir uns das sparen können.« Sie sah Pinhead nachdenklich an – er streckte einen Arm zwischen den Gitterstäben hindurch, um uns zu packen. »Er hat nur fünf Milligramm bekommen, und für einen Süchtigen genügt das kaum, um ihn wütend zu machen. Wenn ich dich – oder deinen

Bruder – jemals zu ihm stecken muß, habe ich ihm mindestens fünfzehn versprochen. Ich brauche deinen Rat, Liebes. Ich will nämlich deinen Onkel nach Venusburg zurückschicken, damit er sein Schiff erreicht. Was wird bei deinem Onkel wohl am besten wirken? Er kann das hier beobachten, verstehst du. Er hat dich ohnmächtig werden sehen – du hättest es nicht besser machen können. Oder sollen wir warten und –«

»Mein Onkel sieht uns?«

»Ja, natürlich. Oder sollen wir –«

»Onkel Tom!«

»Ach, sei doch still, Poddy. Er kann dich sehen, aber nicht hören, und helfen kann er dir schon gar nicht. Hmm – du bist so dumm, daß ich deinen Rat gar nicht hören will. Marsch!«

Sie trieb mich in meine Zelle zurück.

Das war vor ein paar Stunden, mir schienen Jahre vergangen zu sein.

Aber es ist lange genug. Lange genug für Poddy, um die Nerven zu verlieren. Hören Sie, ich müßte das nicht erzählen, außer mir weiß es niemand. Aber ich war die ganze Zeit ehrlich und will es auch jetzt sein. Ich habe mich entschlossen, sobald ich mit Onkel Tom zusammenkomme, ihn anzuflehen, daß er alles tut, was man von ihm verlangt, damit ich nicht mit dem Süchtigen zusammengesperrt werde.

Ich bin nicht stolz darauf. Ich glaube nicht, daß ich auf Poddy jemals wieder stolz sein kann. Aber es ist nun einmal so. Ich kann nicht mehr.

Ich fühle mich ein bißchen besser, seit ich das zugegeben habe. Ich hoffe, daß ich, wenn es soweit ist, nicht jammere. Aber... ich... weiß... es... einfach... nicht.

Dann wurde jemand zu mir hereingestoßen. Es war Clark!

Ich sprang vom Bett, warf die Arme um ihn, hob ihn hoch und begann zu heulen. »Oh, Clarkie! Bist du verletzt? Was haben sie dir angetan? Sag doch etwas! Bist du taub?«

Er flüsterte mir ins Ohr: »Hör auf mit dem Quatsch!«

Ich wußte, daß ihm nicht allzuviel fehlen konnte, denn das war der alte Clark. Ich wiederholte etwas leiser: »Bist du taub?«

Er hauchte mir ins Ohr: »Nein, aber sie glaubt es, also lassen wir es dabei.« Er befreite sich aus meinen Armen, schaute kurz in seine Tasche, dann durchsuchte er hastig das ganze Zimmer – respektvollen Abstand von Titania haltend.

Er kam ganz nahe heran und sagte: »Poddy, kannst du Lippen lesen?«

»Nein, warum?«

»Unsinn, du hast es doch gerade getan.« Ganz stimmte das nicht, Clark hatte die Worte gehaucht - und ich stellte fest, daß ich ihn ebensogut durch Beobachtung seiner Lippenbewegungen »hörte« wie mit den Ohren. Das ist merkwürdig, aber Clark behauptet, beinahe jeder Mensch könne von den Lippen ablesen, das sei ihm aufgefallen, er habe es geübt und beherrsche die Kunst wirklich – nur habe er niemandem davon erzählt, weil sich das manchmal als sehr nützlich erweise.

Er brachte mich dazu, so leise zu sprechen, daß ich mich selbst nicht hören konnte, und er sprach auch nicht viel lauter.

»Hör zu, Pod«, sagte er, »ich weiß nicht, ob die alte Schachtel hier irgendwo ein Mikrofon versteckt hat. Anscheinend ist seit dem letztenmal nichts verändert worden, aber es gibt mindestens vier Stellen, wahrscheinlich sogar mehr, wo ein Mikrofon untergebracht sein könnte. Wir müssen also vorsichtig sein - weil sie uns wohl nur zusammengetan hat, um zu hören, was wir einander zu sagen haben. Du darfst so laut sprechen, wie du willst, aber nur Unsinn. Wieviel Angst du hast, und wie schrecklich es ist, daß ich nichts hören kann, und dergleichen.«

Das taten wir denn auch, und ich stöhnte und ächzte und beweinte meinen armen Bruder, und er beklagte sich, daß er kein Wort verstehen könne. Er bat mich, einen Bleistift zu suchen und aufzuschreiben, was ich sagen wolle – und dazwischen besprechen wir uns wirklich.

Ich wollte wissen, warum er nicht wirklich taub geworden sei – hatte er in einen Tank kriechen müssen? »Aber sicher«, erwiderte er, »aber ich war beileibe nicht so erledigt, wie sie annahm. Ich hatte Papier in der Tasche, zerkaute es und steckte mir Pfropfen in die Ohren.« Er sah mich gequält an. »Ein großer Geldschein. Die teuersten Ohrpropfen, die ich jemals gehabt habe. Dann wickelte ich mir das Hemd um den Kopf und kümmerte mich nicht mehr um den Lärm. Aber lassen wir das. Hör zu.«

Er drückte sich noch verschwommener darüber aus, wie man ihn geschnappt hatte. »Na schön, ich bin eben übertölpelt worden – ihr beiden habt es auch nicht klüger angestellt. Und außerdem bist du verantwortlich.«

»Das bin ich nicht!« zischte ich zornig.

»Wenn du nicht verantwortlich bist, bist du unverantwortlich, und das ist schlimmer. Aber lassen wir's, wir haben jetzt Wichtigeres zu tun – paß auf, Pod, wir werden ausbrechen.«

»Wie denn?« Ich sah zu Titania hinauf. Sie hatte Ariel in den Armen, ließ uns aber keine Sekunde aus den Augen.

Clark folgte meinem Blick. »Mit diesem Insekt werde ich schon fertig. Es muß aber bald sein, und zwar nachts.«

»Warum nachts?«

»Weil Jojo dann eingesperrt ist.«

»Jojo?«

»Der Muskelknabe, der für sie arbeitet. Der Eingeborene.«

»Ach, du meinst Pinhead.«

»Pinhead, Jojo, mir egal. Er serviert das Abendessen, spült das Geschirr, dann sperrt sie ihn ein und gibt ihm seine Ration. Glücksstaub. Er bleibt eingesperrt, bis er sich ausgeschlafen hat, weil sie sich auch vor ihm fürchtet, wenn er im Delirium ist. Wir unternehmen den Ausbruchversuch, solange er in seinem Käfig sitzt – und sie vielleicht schläft. Bei etwas Glück wird auch der Kerl, der ihren Flugwagen steuert, fort sein. Er schläft nicht immer hier. Aber drauf dürfen wir uns nicht verlassen. Es muß jedenfalls sein, bevor die ›Tricorn‹ zur Luna startet. Wann ist das?«

»Am achten um zwölf Uhr siebzehn, Schiffszeit.«

»Und das wäre?«

»Hier? Am Mittwoch, dem zwanzigsten, neun Uhr sechzehn Venusburg-Zeit.«

»Stimmt«, sagte er. »Wir merken uns beide Zahlen. Uhren vergleichen.« Wir warfen einen Blick auf unsere Handgelenke.

Wir einigten uns, aber das war nicht, was mir auffiel. Ich sah auf den Datumsanzeiger. »Clark! Heute ist der Neunzehnte!«

»Du hast wohl gedacht, es wäre Weihnachten«, sagte er mürrisch. »Und schrei nicht so. Ich verstehe dich gut.«

»Das ist ja schon morgen.«

»Schlimmer. Wir haben nicht einmal mehr siebzehn Stunden Zeit... Und wir können nichts unternehmen, bis der Kerl eingesperrt ist. Wir haben nur eine einzige Chance.«

»Sonst kommt Onkel Tom nicht zur Konferenz.«

Clark hob die Schultern. »Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ob er sich dazu entschließt oder hierbleibt und uns zu finden versucht – ist mir völlig gleichgültig.«

Clark war ziemlich gesprächig, gegen seine Gewohnheit. Aber ich verstand ihn trotzdem nicht. »Was meinst du damit – wenn er hierbleibt?«

Anscheinend hatte Clark geglaubt, es mir bereits erzählt zu haben – aber das stimmte nicht. Onkel Tom war schon fort. Ich kam mir ganz verloren vor. »Weißt du das genau, Clark?«

»Natürlich. Sie sorgte schon dafür, daß ich ihn ansah, Jojo lud ihn wie einen Sack Mehl ein, dann flog der Wagen davon. Onkel Tom ist jetzt schon in Venusburg.«

Mir wurde plötzlich besser. »Dann wird er uns retten!«

Clark sah mich gelangweilt an. »Pod, sei nicht so dumm.«

»Aber er wird es tun! Onkel Tom... und Mr. Cunha... und Dexter –«

Er hob die Hand. »Ach du lieber Himmel, Poddy! Denk doch nach. Du bist Onkel Tom, befindest dich in Venusburg, du hast alle Hilfe, die du brauchst. Wie findest du das Haus hier?«

»Äh...«, sagte ich und verstummte. »Äh...«, sagte ich wieder. Dann machte ich endgültig den Mund zu.

»Äh«, machte er. »Genau. Du findest es nicht. Na ja, in acht oder zehn Jahren, mit ein paar tausend Leuten, die nichts anderes zu tun haben als zu suchen, müßte man es durch Eliminierung schaffen. Aber damit können wir nichts anfangen. Mach dir nichts vor, niemand wird uns retten, niemand kann uns helfen. Wir brechen heute nacht hier entweder aus – oder wir sind erledigt.«

»Warum heute nacht? Ich habe nichts dagegen, aber wenn wir es heute nicht schaffen –«

»Dann sind wir morgen um neun Uhr sechzehn tot.«

»Was? Warum denn?«

»Überleg doch mal. Versetz dich an Mrs. Grews Stelle. Morgen startet die ›Tricorn‹. Nimm beide Möglichkeiten: Onkel Tom fliegt mit, oder er bleibt hier. Na schön, du hast seine Nichte und seinen Neffen. Was tust du mit ihnen? Denk einmal logisch wie Mrs. Grew.«

Ich bemühte mich. Ich strengte mich wirklich an. Aber vielleicht verstehe ich diese Art von Logik nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand tötet, nur um sich eine Unbequemlichkeit vom Hals zu schaffen.

Aber ich sah ein, daß Clark recht hatte. Nach dem Abflug des Schiffes fallen wir Mrs. Grew zur Last. Wenn Onkel Tom hierbleibt, um so mehr – und wenn er fliegt und sie damit rechnet, daß er sich in Luna City an ihre Anweisungen hält, riskiert sie jeden Tag, daß wir entfliehen und Onkel Tom verständigen.

Na schön, ich kann mir vielleicht glatten Mord nicht vorstellen, er liegt außerhalb meiner Erfahrung. Aber angenommen, Clark und ich bekämen beide grüne Pocken und stürben – das wäre doch recht günstig für Mrs. Grew, nicht wahr?

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Gut«, meinte er. »Ich bringe dir doch noch allerhand bei. Entweder schaffen wir es heute nacht... oder sie tötet uns morgen kurz nach neun Uhr... und Jojo dazu. Dann zündet sie das Haus an.«

»Warum Jojo?«

»Das ist der wichtigste Punkt, Pod. Der Süchtige. Wir sind auf der Venus... und wir haben gesehen, daß sie einem Süchtigen Glücksstaub gibt. Sie wird keine Zeugen hinterlassen.«

»Onkel Tom ist auch Zeuge.«

»Na und sie zählt darauf, daß er den Mund hält, bis die Konferenz vorbei ist... Dann ist sie wieder auf der Erde und kann sich unter acht Milliarden Menschen verstecken. Glaubst du etwa, daß sie hierbleibt und riskiert, erwischt zu werden? Pod, sie wartet hier nur so lange, bis sie weiß, ob Onkel Tom mit der ›Tricorn‹ fliegt oder nicht. Dann wird sie entweder Plan A oder Plan B durchführen – aber in beiden Fällen sind wir geliefert. Mach dir keine Illusionen.«

Ich schauderte. »Gut. Ich begreife.«

Er grinste. »Wir warten aber nicht. Wir führen zuerst unseren Plan – meinen Plan – aus.« Er machte ein selbstzufriedenes Gesicht. »Du hast gepfuscht und bist hergekommen, ohne zu tun, was ich dir aufgetragen hatte... Und Onkel Tom machte genau denselben Fehler, weil er annahm, einen Handel abschließen zu können... aber ich habe mich vorbereitet!«

»Tatsächlich? Womit? Mit deinem Rechenschieber? Oder etwa mit den Comic-Heftchen.«

»Pod, du weißt, daß ich das Zeug nicht lese. Das ist nur Tarnung.«

»Was dann?«

»Nur Geduld. Alles zu seiner Zeit.« Er schob die Tasche hinters Bett und meinte: »Komm hierüber, wo du den Korridor sehen kannst. Wenn Lady Macbeth erscheint, lese ich Comics.«

Ich tat, was er verlangte, stellte ihm aber noch eine Frage. »Clark? Glaubst du, Mrs. Grew gehörte zu der Bande, die die Bombe geschmuggelt hat?«

Er blinzelte und sah mich verständnislos an. »Welche Bombe?«

»Die du an Bord der ›Tricorn‹ mitgenommen hast natürlich. Welche Bombe!«

»Ach die. Du meine Güte, Poddy, du glaubst aber auch alles. Laß dir auf Terra ja nicht die Pyramiden aufschwätzen, sie stehen nicht zum Verkauf.« Er arbeitete weiter, und ich ärgerte mich.

Nach einer Weile meinte er: »Von Bomben in der ›Tricorn‹ kann sie nichts wissen, sonst wäre sie nicht mitgeflogen.«

»Wie soll es denn gewesen sein?«

»Nun, sie könnte von denselben Leuten angeworben worden sein, ohne zu wissen, daß man sie als Reserve einsetzte.«

»In diesem Fall könnte es aber einen dritten Versuch geben, Onkel Tom zwischen Venus und Luna aus dem Weg zu räumen?«

»Möglich. Daß sich sehr viele Leute für ihn interessieren, steht fest. Aber ich sehe nur zwei Gruppen. Die eine – ganz sicher vom Mars – möchte Onkel Tom überhaupt nicht zur Konferenz gelangen lassen. Eine andere Gruppe, wahrscheinlich von der Erde – jedenfalls kommt die alte Schachtel von dort –, möchte ihn dabei haben, aber er muß parieren. Sonst hätte sie Onkel Tom nie laufenlassen.« Clark kramte etwas aus der Tasche und sah es an. »Pod, wiederhole, was ich dir sage. Du bist genau dreiundzwanzig Kilometer vom Südtor entfernt, fast genau in südlicher Richtung – Süd sieben Grad West.«

Ich wiederholte es. »Woher weißt du das?«

Er zeigte mir einen kleinen schwarzen Gegenstand von der Größe zweier Zigarettenpäckchen. »Spursucher. Infanteriemodell. Man kann ihn überall kaufen. Jeder Mensch im Busch hat einen bei sich.« Er gab ihn mir.

Ich sah ihn interessiert an. Ich hatte noch nie ein so kleines Gerät gesehen.

»Clark! Hatte Onkel Tom eines von diesen Dingern? Denn wenn er –«

Er schüttelte den Kopf. »Wenn er es bei sich hatte, fehlte ihm jede Gelegenheit, es abzulesen. Man hatte ihn betäubt, als sie ihn aus dem Wagen hoben. Und ich hatte keine Gelegenheit, ihm zu sagen, wo wir sind. Steck das Gerät in deine Tasche. Du brauchst es, um nach Venusburg zurückzufinden.«

»Ja – aber in meiner Tasche sieht man es. Du versteckst es besser dort, wo du es vorher gehabt hast. Du verlierst mich nicht, ich hänge mich an.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Erstens werde ich die Reisetasche nicht mitschleppen, und dort war er versteckt. Ich habe einen falschen Boden eingebaut.

Zweitens gehen wir nicht gemeinsam zurück –«

»Was? Warum denn nicht? Natürlich tun wir das! Clark, ich bin verantwortlich für dich!«

»Das ist Ansichtssache. Hör zu, Poddy, ich werde dich hier herausholen. Aber laß mich machen. Merk dir, was ich sage und halte dich daran – dann klappt alles.«

»Aber –«

»Hast du etwa einen Plan?«

»Nein.«

»Dann halt den Mund. Wenn du jetzt die große Schwester markierst, sind wir alle beide erledigt.«

Ich hielt den Mund. Ich muß zugeben, daß sein Plan vernünftig klang. Laut Clark befindet sich außer uns, Mrs. Grew, Titania, Ariel und Jojo niemand im Haus – gelegentlich auch ihr Fahrer. Ich habe jedenfalls niemanden gesehen, und Mrs. Grew wollte sicher möglichst wenig Zeugen haben.

Ich habe das Gesicht des Fahrers noch nicht gesehen, und Clark auch nicht – Clark behauptet aber, daß er manchmal über Nacht hierbleibe, also müssen wir uns darauf einstellen.

Na schön, angenommen wir tun das. Sobald wir das Haus verlassen haben, trennen wir uns. Ich gehe nach Osten, er nach Westen, ein paar Kilometer weit.

Dann wenden wir uns beide nach Norden – und Clark sagt, die Ringstraße rund um die Stadt befinde sich nur drei Kilometer nördlich von uns. Er zeichnete mir eine Karte nach dem Gedächtnis.

An der Ringstraße gehe ich rechts und er links – und wir nehmen die erste Transportmöglichkeit wahr, um Onkel Tom und Mr. Cunha zu erreichen und Verstärkung zu beschaffen.

Die Idee, sich zu trennen, ist die wichtigste Taktik, damit wenigstens einer von uns durchkommt und Hilfe holen kann. Mrs. Grew ist so dick, daß sie die Verfolgung nicht selbst aufnehmen kann. Wir müssen es also versuchen, solange sie

nicht wagen kann, Jojo herauszulassen. Wenn wir verfolgt werden, dann sicher vom Fahrer – und er kann nicht in zwei Richtungen zugleich laufen. Vielleicht kann sie noch andere Eingeborene zu Hilfe rufen, aber trotzdem verdoppelt die Trennung unsere Chancen.

Ich bekomme das Gerät, weil Clark glaubt, daß ich mich ohne diese Unterstützung im Busch nicht zurechtfinde, selbst wenn ich warte, bis es hell wird. Er hat sicher recht. Er behauptet aber, er könne sich mit Hilfe seiner Uhr, eines nassen Fingers für die Windrichtung und einer polarisierten Brille durchschlagen – er hat sie tatsächlich bei sich.

Ich hätte mich nicht über seine Comic-Heftchen lustig machen sollen. Er hat sich wirklich vorbereitet. Wenn er nicht betäubt worden wäre, als er noch im Passagierabteil von Mrs. Grews Flugwagen eingesperrt war, hätte er sie ganz schön zum Schwitzen bringen können. Eine Flammenpistole in der Tasche, einen Revolver unter dem Arm, Messer, Gasbomben – sogar ein zweites Spurgerät, offen in der Tasche, zusammen mit seiner Kleidung, den Heften und dem Rechenschieber.

Ich fragte ihn nach dem Grund. »Wenn etwas schiefging und man mich erwischte, würde man erwarten, daß ich ein Gerät bei mir trug. Also brachte ich es mit... Es war nicht einmal eingeschaltet... der arme kleine Trottel, der nicht einmal mit solchen Geräten umgehen kann. Die alte Schachtel lachte sich halb kaputt.« Er schnaubte verächtlich. »Sie hält mich für geisteschwach, und ich habe mir Mühe gegeben, diesen Eindruck zu vertiefen.«

Sie taten also mit der Tasche dasselbe, was sie bei mir gemacht hatten – sie nahmen alles heraus, was auch nur annähernd als gefährlich gelten konnte.

Das übrige war im falschen Boden versteckt, der nicht einmal dem Hersteller aufgefallen wäre.

Bis auf das Gewicht. Ich fragte Clark danach. »Ein Risiko«, meinte er achselzuckend. »Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.

Jojo trug sie herein, und Mrs. Grew durchsuchte sie hier – und erst dann hob sie die Tasche auf.«

Ich will versuchen, etwas Schlaf zu finden, weil Jojo eben unser Essen gebracht hat und wir viel Arbeit vor uns haben. Aber zuerst werde ich das Band zurückspulen und kopieren. Ich habe eine neue Spule in der Tasche. Die Kopie gebe ich Clark für Onkel Tom. Für den Fall, daß Poddy im Moor versinkt. Aber darüber mache ich mir keine Sorgen. Das ist immer noch angenehmer als Jojos Zimmergenossin zu sein. Ich mache mir überhaupt keine Sorgen. Clark beherrscht die Situation.

Aber er warnte mich. »Sag ihnen, daß sie viel früher als um neun Uhr sechzehn hier sein müssen, sonst brauchen sie überhaupt nicht zu kommen.«

»Warum?« fragte ich.

»Du sollst tun, was ich dir sage.«

»Clark, du weißt recht gut, daß zwei erwachsene Männer mir nicht glauben, wenn ich keinen vernünftigen Grund dafür angeben kann.«

Er blinzelte. »Na schön. Es gibt einen sehr triftigen Grund.

Eine Bombe von einer halben Kilotonne ist nicht sehr groß, aber es dürfte sich nicht empfehlen, in der Nähe zu sein, wenn sie explodiert. Wenn ihr nicht rechtzeitig erscheint und sie entschärft – peng!«

Er hat die Bombe. Ich habe sie gesehen. Schön in den falschen Boden eingepaßt. Die drei Kilo Übergewicht, die ich mir auf Deimos nicht erklären konnte. Clark zeigte mir den Zeitzünder und die Ladungen, durch die der Explosionsdruck erzeugt wird.

Aber er zeigte mir nicht, wie man sie entschärft. Ich rannte gegen eine Mauer. Er rechnet mit der Flucht, ja – und er hofft, mit Verstärkung zurückzukommen und die Bombe entschärfen zu können. Er ist aber unerschütterlich davon überzeugt, daß

uns Mrs. Grew umbringen will, und wenn irgend etwas schiefgeht und wir nicht ausbrechen können oder bei dem Versuch zugrunde gehen... nun, dann will er sie mitnehmen.

Ich sagte ihm, daß das falsch sei, daß er das Gesetz nicht in seine eigenen Hände nehmen dürfe. »Welches Gesetz?« fragte er. »Hier gibt es kein Gesetz. Und du denkst nicht logisch, Pod. Alles, was eine Mehrheit zu Recht tut, macht auch eine Einzelperson zu Recht.«

Das war mir zu kompliziert, also verlegte ich mich aufs Bitten, aber da wurde er wütend. »Vielleicht willst du lieber zu Jojo in den Käfig.«

»N... nein.«

»Dann halt den Mund. Hör zu, Pod, ich habe das alles geplant, als ich im Tank saß und man versuchte, mich taub zu machen. Ich behielt den Verstand, indem ich ignorierte, was man mir antat, und mich darauf konzentrierte, wann und wie ich sie erledigen konnte.«

Ich fragte mich wirklich, ob er noch bei Verstand ist, aber ich behielt meine Zweifel für mich und schwieg. Außerdem bin ich mir nicht sicher, daß er unrecht hat. Vielleicht ängstige ich mich nur vor dem Blutvergießen. Aber mit seiner Logik muß irgend etwas faul sein. Ich habe gelernt, daß es unrecht ist, das Gesetz in die eigenen Hände zu nehmen. Aber ich finde den Fehler nicht. Drehen wir es einmal um. Wenn eine Person etwas Unrechtes tut, kann man es dann zu Recht machen, sobald viele Menschen es gemeinsam tun? Auch wenn Einstimmigkeit herrscht?

Wenn etwas Unrecht ist, ist es Unrecht – und auch die ›vox populi‹ kann das nicht ändern.

Trotzdem bin ich mir nicht sicher, ob ich mit einer Atombombe unter dem Bett schlafen kann.

NACHBEMERKUNG

Das Ende muß wohl ich erzählen.

Meine Schwester schlief bald ein, nachdem ich ihr alles Nötige beigebracht hatte. Ich legte mich auf den Boden, konnte aber lange Zeit kein Auge zutun. Im Gegensatz zu Poddy bin ich grüblerisch veranlagt. Ich ließ mir den Plan noch einmal durch den Kopf gehen, um keine Lücke zu übersehen. Dann schlief ich ein.

Ich kann zu jeder beliebigen Zeit aufwachen, wenn ich es mir fest vornehme, und ich kam genau zum richtigen Zeitpunkt wieder an die Oberfläche, eine Stunde vor dem Anbruch der Morgendämmerung. Hätte ich unser Vorhaben länger hinausgeschoben, dann wäre Jojo vielleicht schon in Freiheit gewesen, umgekehrt wären wir jedoch von der Dunkelheit zu sehr behindert worden. Der Venusbusch ist selbst bei guter Sicht gefährlich. Ich wollte vermeiden, daß Poddy im Sumpf versank oder von einem wilden Tier überfallen wurde. An mich dachte ich dabei natürlich auch.

Aber wir mußten uns in den Busch wagen oder uns von dem alten Ungeheuer Grew umbringen lassen. Im ersten Fall hatten wir eine, wenn auch nicht allzu große Chance, im zweiten war unser Schicksal besiegelt, obwohl ich mir sehr viel Mühe geben mußte, Poddy davon zu überzeugen, daß uns Mrs. Grew töten wurde. Poddys größte Schwäche ist ihre Unfähigkeit, zu begreifen, daß es wirklich böse Menschen gibt. Poddy hat das Böse nie verstanden. Mehr als Ungezogenheit schien es für sie nicht zu geben.

Aber ich verstehe das Böse, ich kann mich in einen Menschen wie Mrs. Grew versetzen.

Vielleicht entnehmen Sie daraus, daß ich auch ganz oder teilweise böse bin. Und was wollen Sie dagegen tun? Was ich auch immer sein mag, ich wußte, wen ich in Mrs. Grew vor mir hatte, bevor wie die ›Tricorn‹ verließen, als Poddy und sogar Girdie sie noch für eine wunderbare alte Dame hielten.

Ich traue einem Menschen nicht, der lacht, wenn es gar nichts zu lachen gibt, der guter Stimmung ist, was auch passieren mag. Dabei kann es sich nur um Schauspielerlei handeln. Ich beobachtete sie also... Das Schwindeln beim Kartenspiel war nicht der einzige Hinweis.

Vor die Wahl zwischen Busch und Mrs. Grew gestellt, entschied ich mich für den Busch.

Falls nicht der Flugwagen hier ist und wir ihn stehlen können. Das wäre allerdings nur ein halber Vorteil, weil wir uns dann mit zwei Bewaffneten auseinandersetzen müßten, während wir ohne Waffen sind. Eine Bombe zähle ich nicht zu den Waffen, man kann sie auf niemand richten.

Bevor ich Poddy weckte, kümmerte ich mich um dieses affenähnliche Wesen, um die ›Elfe‹. Ein gemeines kleines Biest. Ich hatte keine Pistole. Ich hätte sie auch gar nicht verwenden können; die Bestien erkennen Waffen und sind schwer zu treffen; sie greifen sofort an.

Statt dessen hatte ich Schuhspanner in meinem zweiten Schuhpaar, Gummibänder um meine Sachen und noch ein paar Gummibänder in den Taschen, dazu einige kleine Stahlkugeln.

Man braucht nur zwei Schrauben zu verschieben, schon wird aus den langen Teilen der Schuhspanner eine Stahlgabel. Gummibänder dazu, und man hat ein Katapult. Lachen Sie nicht; damit haben schon viele Leute ihr Leben gerettet. Sie machen keinen Lärm, und man bekommt seine Munition wieder.

Ich zielte beinahe dreimal so hoch, wie ich es zu Hause getan hätte, um der Schwerkraft Rechnung zu tragen, und traf das Biest hart am Kopf. Es fiel von der Tür. Das Junge begann zu winseln. Ich schob das betäubte Wesen in eine Ecke und setzte das Junge darauf. Es verstummte. Ich erledigte das alles, bevor ich Poddy weckte, weil ich wußte, daß sie beim Anblick dieser ›Elfen‹ sentimental wird und mich behindert. So ging alles schnell und lautlos.

Sie schnarchte immer noch. Ich zog die Schuhe aus und unternahm einen kurzen Erkundungsgang.

Pech – unsere Hexe war schon wach und griff nach dem Besen; in wenigen Minuten würde sie Jojo herauslassen, wenn das nicht schon geschehen war. Ich hatte keine Gelegenheit, nachzusehen, ob der Flugwagen vor dem Haus stand; nur mit Glück entwischte ich ungesehen, hastete ins Zimmer zurück und weckte Poddy.

»Pod!« flüsterte ich. »Bist du wach?«

»Ja.«

»Ganz wach? Du mußt sofort anfangen. Aber ganz laut.«

»Gut.«

»Hilf mir auf die Tür. Schaffst du das mit dem verletzten Arm?«

Sie nickte, rutschte vom Bett und stellte sich an der Tür auf. Ich packte ihre Hände, schwang mich auf ihre Schultern. Dann saß ich auf der Tür. Ich winkte Poddy zu.

Poddy raste zur Tür hinaus und schrie: »Mrs. Grew! Mrs. Grew! Hilfe! Hilfe! Mein Bruder!« Sie machte ihre Sache wirklich gut.

Und sie kam augenblicklich wieder hereingerannt, verfolgt von der keuchenden Mrs. Grew.

Ich landete auf den Schultern der Hexe, sie klappte zusammen, verlor die Waffe und brach sich das Genick.

Pod war auf Draht, das muß man ihr lassen. Sie hatte die Waffe in der Hand und machte ein erstauntes Gesicht.

Ich nahm ihr die Waffe ab. »Nimm deine Tasche. Wir müssen sofort weg! Bleib dicht hinter mir!«

Jojo war schon in Freiheit, ich hatte zu knapp gerechnet. Er stand im Wohnzimmer, vermutlich, um nachzusehen, was der Lärm zu bedeuten hatte. Ich schoß ihn nieder.

Dann suchte ich nach dem Flugwagen, während ich die Waffe für den Fahrer bereithielt. Beide waren nicht zu sehen – und ich

wußte nicht recht, ob ich jammern oder jubeln sollte. Ich war darauf gefaßt, ihn erschießen zu müssen, aber vielleicht hätte er mich zuerst erwischt. Ein Flugwagen wäre aber doch recht angenehm gewesen, um nicht in den Busch gehen zu müssen.

Beinahe hätte ich in diesem Augenblick meinen Plan geändert; vielleicht hätte ich es wirklich tun sollen. Zusammenbleiben, meine ich, und sofort nach Norden gehen, um die Ringstraße zu erreichen.

Aber die Waffe brachte die Entscheidung. Poddy konnte sich damit schützen – und ich mußte eben vorsichtig sein. Ich gab ihr die Pistole und wies sie an, langsam und vorsichtig zu marschieren, bis es hell wurde – sich aber sofort auf den Weg zu machen!

Die Pistole zitterte in ihrer Hand. »Aber ich habe doch noch nie jemand erschossen, Clark!«

»Du kannst es aber, wenn es sein muß.«

»Ich denke schon.«

»Gar nichts dabei. Ziel nur und drück auf den Knopf. Am besten nimmst du beide Hände. Und nur schießen, wenn es nicht mehr anders geht.«

»Gut.«

»Also los. Bis später.«

Und ich zog los. Ich sah mich noch einmal um, aber der undurchdringliche Nebel hatte sie schon verschluckt. Ich legte eine größere Strecke zurück, für alle Fälle, dann konzentrierte ich mich darauf, die Richtung nach Westen zu halten.

Und ich verirrte mich. Das ist alles. Ich brauchte das Spurge-
rät, aber ich hatte angenommen, es auch so zu schaffen, weil Poddy noch mehr darauf angewiesen war. Ich verirrte mich so hoffnungslos. Der Trick mit den polarisierten Gläsern zur Bestimmung des Sonnenstandortes ist schwieriger, als man glauben möchte. Stunden, nachdem ich die Ringstraße hätte erreichen sollen, irrte ich immer noch zwischen sumpfigen

Stellen und Wasserflächen dahin und bemühte mich, irgendeinem Venusbewohner nicht als Frühstück zu dienen.

Plötzlich breitete sich eine unvorstellbare Helligkeit aus, ich ließ mich auf den Boden fallen, verbarg das Gesicht in den Armen und begann zu zählen.

Ich wurde nicht verletzt. Der Druck bewarf mich mit dickem Schlamm, und der Lärm schien mir die Trommelfelle zu zerreißen, aber ich war weit genug vom Explosionsort entfernt. Eine halbe Stunde später fand mich ein Flugwagen der Polizei.

Ich hätte die Bombe natürlich entschärfen müssen. Ich hatte es auch vorgehabt, falls alles gut ging; eigentlich sollte das für den Fall, daß wir nicht lebend entkamen, eine letzte Zuflucht sein.

Vielleicht hätte ich sie sofort entschärfen müssen, nachdem ich der alten Hexe das Genick gebrochen hatte – aber dann hätte uns möglicherweise Jojo erwischt, und das wäre unser Ende gewesen. Ich hatte es nicht getan, dann mußte ich Jojo abknallen, eine Entscheidung treffen, Poddy erklären, wie die Waffe zu bedienen sei, und sie losschicken. Ich dachte erst wieder an die Bombe, als ich vom Haus schon ein paar Hundert Meter entfernt war – und da wollte ich nicht mehr zurück, selbst wenn ich es im dichten Nebel wiedergefunden hätte, was gar nicht so sicher ist.

Aber Poddy scheint es getan zu haben. Ich meine, sie ging zurück. Sie wurde am späten Nachmittag gefunden, ungefähr einen Kilometer vom Haus entfernt, außerhalb des Radius der totalen Zerstörung – aber von der Explosion erfaßt.

Mit einem lebenden Elfenbaby in den Armen – ihr Körper hatte es geschützt; es scheint überhaupt nichts abbekommen zu haben.

Das ist der Grund, warum ich glaube, daß sie zum Haus zurückgegangen sein muß. Ich weiß nicht sicher, ob das Junge wirklich ›Ariel‹ gewesen ist. Sie könnte es auch im Busch gefunden haben. Aber das ist nicht wahrscheinlich; eine wilde

Elfe hätte sie zerkratzt, und ihre Eltern hätten sie in Stücke zerrissen.

Ich glaube, sie war von Anfang an entschlossen gewesen, das Kleine zu retten, und hatte sich vorgenommen, mir das zu verschweigen. Sentimental wie immer, meine Schwester.

In der Aufregung über unseren Ausbruch vergaß sie, das Kleine mitzunehmen, genau wie ich vergaß, die Bombe zu entschärfen, obwohl wir sie nicht mehr brauchten. Sie ging also zurück, um es zu holen.

Und verlor irgendwie das Spurgerät. Jedenfalls hat man es in ihrer Nähe nicht gefunden. Sie mußte die Pistole, ihre Tasche und das Kleine tragen und scheint das Gerät irgendwo im Sumpf verloren zu haben. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht, weil sie Zeit genug hatte, zurückzukehren und sich dann weit genug vom Haus zu entfernen. Sie hätte mindestens zehn Kilometer zurücklegen können, also scheint sie das Gerät schon sehr bald verloren zu haben und im Kreis herumgeirrt zu sein.

Ich erzählte alles Onkel Tom und war auch bereit, Mr. Cunha zu unterrichten und alles auf mich zu nehmen. Aber Onkel Tom befahl mir, den Mund zu halten. Er gab zu, daß ich gefuscht hatte – aber das galt genauso für ihn – wie für alle anderen. Er war sehr sanft zu mir. Hätte er mich lieber verprügelt.

Das mit Poddy tut mir leid. Sie hat mir ab und zu Schwierigkeiten gemacht, mit ihren unlogischen Einfällen und ihrem Kommandieren – aber es tut mir trotzdem leid.

Ihr kleines Tonbandgerät befand sich noch in ihrer Tasche, und ein Teil des Tonbands war besprochen. Viel läßt sich daraus nicht entnehmen; sie sagt nicht, was sie getan hat, sie brachte kaum noch etwas heraus:

»... sehr dunkel, wohin ich gehe. Niemand kann für sich allein existieren. Vergiß das nicht, Clarkie. Oh, es tut mir leid, daß ich alles falsch gemacht habe, aber vergiß das nicht. Es ist wichtig. Sie brauchen alle Liebe. Meine Schulter – heiliger Podkayne!

Heiliger Podkayne, hörst du mich? Onkel Tom, Mama, Papa – hört ihr mich? Hört mir bitte zu, es ist sehr wichtig. Ich liebe –«

Dann bricht es ab. Wir wissen nicht, wen sie liebt.

Vielleicht alle.

Ich bin jetzt alleine hier. Mr. Cunha ließ die ›Tricorn‹ zurückhalten, bis feststand, ob Poddy sterben oder wieder gesund werden würde, dann flog Onkel Tom ab und ließ mich hier – allein, abgesehen von den Ärzten, Krankenschwestern und Dexter Cunha, der die ganze Zeit bei Poddy sitzt, und einer Kompanie von Wächtern. Ich kann nicht alleine aus dem Haus. Ich darf auch nicht mehr in die Spielkasinos – aber das macht nichts.

Ich habe zum Teil gehört, was Onkel Tom Papa erzählte. Nicht alles, weil ein Telefongespräch mit einer Verzögerungszeit von zwanzig Minuten recht langwierig ist. Ich hörte natürlich nicht, was Papa sagte, und nur einen einzigen Monolog Onkel Toms:

»Unsinn! Ich weiche meiner Schuld gar nicht aus; sie wird immer auf mir lasten. Ich kann auch nicht hier warten, bis du kommst, das weißt du, und du kennst den Grund – in Mr. Cunhas Händen sind die Kinder sicherer als in meiner Nähe... und auch das weißt du! Aber ich habe dir etwas zu sagen, was du an deine Frau weitergeben sollst. Nur dies: Leute, die sich nicht die Mühe geben wollen, Kinder aufzuziehen, sollten keine in die Welt setzen. Du steckst dauernd die Nase in deine Bücher, deine Frau rennt in der Welt herum – und eure Tochter wäre beinahe ums Leben gekommen. Es ist nicht euer Verdienst, daß es nicht so gekommen ist. Das war unvorstellbares Glück. Du solltest deiner Frau sagen, daß Brückenbauen und Raumstationen konstruieren ja recht nett ist, daß aber eine Frau wichtigere Aufgaben hat. Ich habe schon vor Jahren versucht, dir das klarzumachen... und dann hieß es, ich möge mich gefälligst um meine eigenen Angelegenheiten kümmern. Jetzt muß es aber ausgesprochen werden. Deine Tochter wird gesund, ohne dein Verdienst. Aber bei Clark habe ich meine Zweifel. Bei ihm kann es schon zu spät

sein. Vielleicht bekommst du eine zweite Chance, wenn du dich beeilst. Ende!«

Ich drückte mich in eine Ecke und wurde nicht erwischt. Aber was meinte Onkel Tom da mit – als er Paps meinetwegen anfuhr? Ich bin ja gar nicht verletzt, das weiß er doch. Ich bekam nur eine Ladung Schlamm auf den Rücken, nicht einmal eine Brandwunde, während Poddy...

Ich weiß nicht, was er damit sagen wollte.

Ich kümmere mich um ›Ariel‹, weil ihn Poddy bestimmt sehen möchte, wenn sie wieder so gesund ist, daß sie bemerkt, was in der Welt vorgeht. Sie war eben immer sentimental. Ariel braucht sehr viel Aufmerksamkeit, weil er sich so einsam fühlt. Dann muß man ihn in die Arme nehmen und liebkosen, sonst weint er.

Ich bin nachts oft lange wach, seinetwegen – er hält mich wohl für Mutter. Aber das macht nichts, ich habe nicht viel zu tun.

Ich glaube, er mag mich.

Ende